Die prämykenische Kultur

in

Süd-Russland.

von

E. von Stern.

BIBLIOTHÈQUE LYON SALOMON-REINACH
FACULTÉ DES LETTRES ET SCIENCES HUMAINES DE LYON
BIBLIOTHÈQUE LYON SALOMON-REINACH
T.P.O. Mo

MOSKAU.
Typographie von G. Lissner und D. Sobko.
1906.

Bibliothèque Maison de l'Orient
160798

142

(Abdruck aus dem ersten Bande du Trudy der XIII Archeologischen Kongresses).

Die „prämykenische“ Kultur in Süd-Russland.

(Die Ausgrabungen in Petreny, im Bielzer Kreise des Gouvernements Bessarabien; 1902 und 1903).

Einleitung.

Auf dem Kiewer allrussichen Archeologenkongress im August 1899 bildeten die Ausgrabungen des Konservators des Kiewer Museums, des Herrn Chwoiko, den Mittelpunkt des Interesses. Die im Museum ausgestellten Fundobjekte zeugten von einer sehr eigenartigen neolitischen Kultur, die hier zum ersten Mal in Russland zu Tage gefördert war und die von ihrem Entdecker nach der Hauptfundstätte als „Tripoljer Kultur“ bezeichnet wurde. Den Teilnehmern am Kongress war es vergönnt, auf einem Dampfer einen Ausflug den Dniepr hinab zu einem der Ausgrabungsfelder im Tripoljer Gebiet zu machen und dort auf einem steil zum Fluss abfallenden Hochplateau der Aufdeckung einer unmittelbar unter der Ackerkrume liegenden rechtwinkligen „Lehmkonstruktion“ beizuwohnen. Sie konnten sich persönlich davon überzeugen, dass in diesen eng bei einander liegenden rechteckigen Vertiefungen mit geglätteten, festgestampften Lehmdielen und den Resten von einstigem Lehmbewurf an Rundhölzern sich in Menge dieselben Gegenstände fanden, die ihre Aufmerksamkeit im Kiewer Museum gefesselt hatten: grosse birnenförmige, nach unten sich stark verjüngende Gefässe mit tief eingeritzten Spiralmustern, kleine Becher, Schalen und Kännchen mit Schnur- oder Stichelornament verziert, menschenförmige Idole aus Ton, Feuersteinmesser, Schleudersteine und mehr vereinzelt Fragmente von feinerer, besser bearbeiteter Tonware mit Ornamenten, die auf geglättetem, poliertem, gelbem oder braunem Überzug mit schwarzer, roter oder dunkelbrauner Farbe aufgemalt waren.

Selbstverständlich wurde damals die Frage nach der Bestimmung dieser Anlagen— Wohnstätten oder Opfer-und Begräbnissplätze — lebhaft erörtert und verschiedene Hypothesen über Herkunft und Nationalität der Träger dieser Kultur aufgestellt.

Herr Chwoiko hat auf dem Kongress in einem eingehenden, durch reiche Tafeln illustrierten Referat, das in den „Trudy“ [1]) des Kongresses publiziert ist, seine Beobachtungen über den Charakter der von ihm aufgedeckten Kultur und ihre Eigentüm-

[1]) Chwoiko „Trudy des XI Arch. Kongresses“ Moskau, 1901. S. 763 fol..

lichkeiten ausführlich dargelegt. Indem ich für alle Einzelheiten der Fundumstände auf diese Arbeit verweise, hebe ich nur hervor, dass Herr Chwoiko mit vollem Recht diese Kultur, die die Bronze noch nicht kennt, in eine den sogenannten „Kimmeriern-gräbern", welche bisher als die ältesten Kulturspuren Süd-Russlands galten, weit vorausgehende Periode versetzt und dass er aus dem Charakter der von ihm gemachten Funde etwas vorschnell den Schluss zieht, die Träger dieser Kultur — keine Nomaden oder Jäger, sondern ein friedliches Ackerbauvolk, — seien die direkten Vorfahren der heutigen slawischen Bewohner des Landes, gewesen denen somit eine Autochtonie seit unvordenklichen Zeiten vindiziert wird.

Anfänglich glaubte ich, man könne auf Grund des verschiedenartigen Charakters der keramischen Funde — einerseits der bemalten Gefässe und andrerseits der mit Ritzornamenten versehenen Tonware — die durch diese Kultur gestellten Probleme einer Lösung zuführen. Der Gedanke lag nahe, die sich sehr viel seltener findenden bemalten Gefässe als importiert zu betrachten, und da eine gewisse Verwandtschaft zwischen dieser Tonware und den gleichzeitig in Galizien und Ungarn gemachten Funden augenscheinlich war, so habe ich eine Zeit lang die Ansicht vertreten, dass diese Kultur von Süden aus beeinflusst war, dass wir es mit Brechungen oder Ausstrahlungen der sogenannten mykenischen Kultur zu tun hätten.

Eine vergleichende chemische Analyse der bemalten und unbemalten Tonscherben, die Prof. Melikow die Freundlichkeit hatte auf meine Bitte hin vorzunehmen, schien dieser Annahme nicht ungünstig: der wesentlicher Unterschied im Kalziumgehalt des Tones der bemalten und unbemalten Gefässe (6,27%:12,22%) konnte als Stütze für die Hypothese angesehen werden, dass die bemalten Gefässe Importware seien. Indessen habe ich mich schon längst davon überzeugt, dass meine Ausführungen[1]) über diese Frage selbst in der bedingten und vorsichtigen Form, in der ich sie gegeben hatte, nicht aufrecht zu erhalten sind. Ich habe zum Schluss meines damaligen Aufsatzes darauf hingewiesen, dass eine Vermehrung des Materiales und die Erforschung eines weiteren Rayons notwendig wären, um ein einigermassen gesichertes Fundament für die wissenschaftliche Lösung der durch diese Kultur gestellten Probleme zu gewinnen: diese Vorbedingungen sind jetzt in verhältnismässig kurzer Zeit in einem Masse erfüllt, das den Forscher, der in steter Arbeit sich zu bescheiden gelernt hat, mit Recht in freudiges Erstaunen setzen kann.

Nicht nur ist nach Westen hin, im Norden und Süden der Balkanhalbinsel von Galizien bis nach Triest und bis nach Thessalien hinein eine analoge Kultur in immer reicherer Fülle zu Tage getreten, nicht nur hat der tiefer gehende Aufschluss über die Kultur der griechischen Inselwelt interessante Vergleichungspunkte an die Hand gegeben — wir werden später diesen Fragen nähertreten, — sondern auch in Süd-Russland selbst ist das Material rapid gewachsen und die sogenannte „Tripoljer Kultur" ist aus ihrer „splendid isolation" befreit und hat aufgehört etwas aus ihrer Umgebung herausfallendes, vereinzeltes zu sein. Den Bemühungen des Herrn Chwoiko ist es zu-

[1]) Vergl. Protokoll der 323. Sitzung (30. Jan. 1900) der Odessaer Gesellschaft für Geschichte u. Altertumskunde. (Band XXIII der Zapiski, S. 14—17. Daselbst auch die chemische Analyse des Prof. Melikow).

nächst gelungen die Spuren der gleichen Kultur auf einem recht weiten Gebiet festzustellen: angefangen vom Tschernigowschen Gouvernement im Gebiet der Desna ziehen sich diese Spuren durch den Kiewer, Wasilkowschen, Kanewschen, Tscherkaskschen, Tschigiriner, Swenigorodsker und Lipowezsker Kreis des Gouvernement Kiew, greifen in die an das Kiewer Gouvernement angrenzenden Teile des Chersonner Gouvernement über und gehen dann durch das ganze podolische Gouvernement, so dass die Brücke nach Galizien geschlagen ist.[1]) Die zweite Brücke zum Balkan zu ist es mir vergönnt gewesen zu finden, bei Ausgrabungen, die ich in den Jahren 1902 u. 1903 im Bjelzer Kreise des Gouvernements Bessarabien unternommen habe. Es ist somit gelungen, die Verbreitung dieser bisher unbekannten neolithischen Kultur über ein überaus weites Gebiete nachzuweisen und die Verbindung zwischen den früher vereinzelt stehenden Zentren aufzudecken. Aber nicht nur das. Die Vermehrung des Materials, eingehendere Beobachtung und Erforschung giebt bereits die Möglichkeit nicht nur die Analogien, sondern auch die Unterschiede in der Entwickelung dieser altersgrauen Kultur an den einzelnen Fundzentren genauer zu präzisieren und dadurch über ihren Weg und Gang sowie über eine Reihe sich daraus ergebender, ja mit Notwendigkeit sich aufdrängender Fragen eine Entscheidung anzubahnen. Ich wähle mit vollem Bedacht dieses Wort: denn lässt sich bei Zeitperioden, aus denen es ausser den in der Mutter Erde erhaltenen Denkmälern keine Überlieferung giebt, überhaupt kaum zu irgend welchen völlig gesicherten historischen Ergebnissen gelangen, so ist auf dem schwanken Boden dieser noch lange nicht in allen Einzelheiten durchackerten Kultur doppelte Vorsicht geboten. Ich bin mir der Berechtigung dieser Forderung völlig bewusst — wenn ich mich dennoch im Folgenden nicht auf eine Materialpublikation und die Veröffentlichung eines Fundberichtes beschränke, so geschieht es darum, weil durch dieses eigenartige Material derartige Probleme aufgerollt werden, dass wenigstens eine Präzisierung derselben vom Standpunkt des Historikers, der die Anfänge der europäischen Kulturentwickelung verstehen will, dringend geboten erscheint. Doch ehe dieser Versuch unternommen werden kann, ist es natürlich meine Pflicht das Fundament dazu durch eine eingehendere Würdigung des an den genannten Kulturstätten gefundenen Materials zu legen, und selbstverständlich haben als Ausgangspunkt die Ergebnisse zu dienen, zu denen ich bei meinen Ausgrabungen in Bessarabien gelangt bin; ebenso selbstverständlich ist es freilich, dass diese persönlichen Beobachtungen stets in Beziehung gesetzt werden müssen zu den Resultaten, die sich den Mitforschern auf analogen Fundstättenen ergeben haben.

---

[1]) Vergl. Linnitschenko und Chwoiko: Gefässe mit Schriftzeichen aus dem Gebiet der Tripoljer Kultur, Zapiski der Odessaer Gesellschaft für Geschichte u. Altertumskunde XXIII, S. 199. Chwoiko: Ausgrabungen des Jahres 1901 im Gebiet der Tripoljer Kultur, Zapiski der russ. Abteilung der Kaiserl. Russischen archeolog. Gesellschaft Band V, Heft 2. S. 1. Chwoiko: Annales archéologiques de la Russie Méridionale. № 4—5 1904. S. 221. folg. vergl. auch die Rezension Bielaschewskys in der genannten Zeitschrift № 3. 1904. S. 116. folg. und die archeol. Chronik ebendaselbst № 6. 1903. S. 396 u. 397.

Kap. I.

Die Ausgrabungen in Petreny.

Im Winter des Jahres 1901 wurde mir in das Odessaer Museum von der Besitzerin des Gutes Petreny bei Bielzy in Bessarabien, Frau Helene von Busni eine kleine, roh mit der Hand geformte Tonschale zugestellt, die auf ihrem Gut gefunden worden sei. Diese, innen mit einer starken Kalksinterschicht überzogene Schale schien mir anfangs kaum der Beachtung wert und erst, als Frau Busni im Frühjahr 1902 nach Odessa kam und mir nähere Mitteilungen über die Fundumstände machte, wurde meine Interesse geweckt. Es erwies sich, dass zur Anlage eines Weinberges auf dem Gut ein tiefer Graben um das zu diesem Zweck erwählte Terrain gezogen war und dass bei diesen Erdarbeiten eine Menge von Tonscherben, Mauerresten, Luftziegeln u. s. w. zu Tage gefördert seien. Diese Angaben veranlassten mich eine Probegrabung in Petreny zu versuchen. In den Osterferien 1902 reiste ich zu dem Zweck nach Bielzy-Petreny. Über diese erste Grabung habe ich einen vorläufigen Bericht in der Maisitzung desselben Jahres der Kaiserl. Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumsforschung abgestattet.[1]) Ich erlaube mir, die wesentlichsten Punkte dieses Berichtes hier kurz zu wiederholen. Das Ausgrabungsterrain liegt ca. 12 Kilometer vom Gutshof Petreny entfernt. Es stellt in der stark wellenförmigen Gegend ein Hochplateau von ca. 180 Morgen dar, das nach Norden, Osten und Westen sich sanft abdacht, während es nach Süden zu einer tieferen Talmulde hin steiler abfällt. In dieser Talmulde fliesst jetzt ein kleiner, namenloser Bach[2]) und wird das Frühlingswasser durch künstliche Dämme zu grösseren Teichen gestaut; als die Höhenkämme der Umgegend noch bewaldet waren, muss der tiefe Taleinschnitt, wie das geologisch leicht festzustellen ist, bedeutende Wassermassen umschlossen und ein grösseres Flussbett repräsentiert haben. Am Südabhang dieses Plateaus war der neue Weinberg angepflanzt und durch einen tiefen Graben umfriedet worden. Hier hatte nun meine Untersuchung zunächst einzusetzen. Probegrabungen, die an mehreren Stellen des Weinberges selbst unternommen wurden, ergaben ein negatives Resultat. Es wurden weder Scherben noch andere Kulturreste gefunden; dagegen liess sich feststellen, dass der im Norden den Weinberg begränzende Graben durch reiche Kulturschichten geführt war; von diesem Graben aus nach Norden liess ich nun weitere Trancheen ziehen. Das in Angriff ge-

---

[1]) Vergl. das Sitzungsprotokoll № 343 in den Zapiski Band XXV. S. 69—72.

[2]) Th. Volkov in den Mathériaux pour l'Ethnologie ukraïno-ruthène, Band VI (1905), S. 23 benennt diesen Bach Kubolti; die Ortseinwohner wussten mir keinen Namen anzugeben.

nommene Arbeitsfeld bot allerdings den Nachteil, dass sich ein intaktes Bild von der ursprünglichen Anlage, Ausdehnung und Bedeutung der auszugrabenden Kulturstätte nicht mehr gewinnen liess; der tiefe Graben, der sie durchschnitt, hatte für die Entscheidung dieser Fragen allzu störend gewirkt; andererseits gestattete aber der tiefe vertikale Einschnitt sofort eine Schichtungsfolge festzustellen, welche sich für die weiteren Arbeiten und Grabungen als massgebend erwies. Unter der hier sehr tiefen Schwarzerdeschicht (ca. 1,5—2 Meter) befand sich unmittelbar eine Schüttung aus gebrannten Lehmstücken, die einen sehr verschiedenen Umfang und eine sehr verschiedene Form hatten. Neben kleinen, zerschlagenen Klümpchen fanden sich Stücke von 15—20 cm. Länge und 5—8 cm. Dicke, die deutlich die Abdrücke von nebeneinander liegenden Rundhölzern zeigten und hiedurch den Beweis lieferten, dass dieser Lehm ursprünglich als Bewurf einer Holzkonstruktion gedient hat. Die Brandspuren des Lehmes waren am stärksten an den Stellen, die in unmittelbarer Berührung mit den Rundhölzern gewesen waren. In diesem Lehmgeröll fanden sich auf verhältnismässig kleinem Raum (3—5 Meter im Geviert) massenhaft Scherben von Tongefässen, die fast alle einen starken Kalksinterüberzug hatten und vielfach deutliche Brandspuren aufwiesen, Aschenreste, runde Schleudersteine, Steinwaffen mit Ansätzen von Politur, aber ohne Spuren von Bohrung, Feuersteinmesser und kleinere Splitter von Feuersteinen, rund geformte Klumpen aus rotem Ocker — in einem Fall mit deutlichen Fingerabdrücken (vergl. Taf. II, 4) — und vereinzelt kleine Tierfiguren und Idole aus Ton. Dieses Lehmgeröll in der Dicke von 1—4 Meter mit seinen reichen Kulturresten wurde nach unten hin abgeschlossen durch eine festgestampfte Lehmschicht, in der vielfach Kalkspuren zu konstatieren waren; es folgte dann der gewachsene, unberührte Boden, eine Mischung aus Lehm- und Kalkerde. Diese Probeausgrabung vollzog sich unter den denkbar ungünstigsten Umständen.

Mir stand nur eine sehr begrenzte Zeit zur Verfügung; das Arbeiterpersonal war völlig ungeschult und eine persönliche Verständigung mit ihm für mich ausgeschlossen, da die Leute nur moldovanisch sprachen; alle Anordnungen mussten durch einen Dolmetscher vermittelt werden; dabei wütete am ersten Ausgrabungstage ein eisiger Orkan auf dem Hochplateau, der Schwarzerdewolken mit sich führte und einem Hören und Sehen benahm; der folgende Tag brachte einen wolkenbruchartigen Regen, der auf viele Stunden jedes Arbeiten unmöglich machte und noch am nächsten, dem letzten mir zu Gebote stehenden Tage, war die obere Humusschicht derart durchweicht, dass nur mit grösster Mühe gegraben werden konnte. Trotz dieser erschwerenden Verhältnisse war die Ausbeute an Scherben und anderen Fundobjekten so reich, dass ich vier grosse Kisten voll erbeuteter Kulturreste in das Odessaer Museum expedieren und zur Bearbeitung und Zusammenstellung der Funde schreiten konnte.

Die Reinigung der stark versinterten Scherben nahm viel Zeit in Anspruch; ich erlebte dabei aber die freudige Überraschung, dass auf der überwiegenden Mehrzahl derselben unter der Sinterschicht prachtvoll in den Farben erhaltene, eigenartige Ornamente zu Tage traten. Noch schwieriger war das Zusammenpassen der einzelnen Scherben und der Versuch aus ihnen die Gefässe zu rekonstruieren. Da diese Gefässe

nicht auf der Töpferscheibe gearbeitet waren, so hatten die Scherben ein und desselben Gefässes häufig sehr verschiedene Dicke und oft erwies sich schliesslich als zusammengehörig, was bei der Sortierung nach äusseren Kriterien zunächst getrennt worden war.

Doch schon bevor diese Arbeit als abgeschlossen betrachtet werden konnte, hielt ich es für möglich auf Grund der Grabungsresultate und der hervorragendsten und charakteristischsten Fundobjekte — sie sind zum Teil auf Taf. I—III dieser Publikation abgebildet — zu einigen Schlussfolgerungen zu gelangen und sie dem russischen Archeologenkongress in Charkow im August 1902 zur Begutachtung vorzulegen. Dem Charakter der Probeausgrabung entsprechend waren diese Folgerungen natürlich mit aller Reserve gegeben. Ich sprach die Vermutung aus, dass die von mir aufgedeckten Kulturstätten Beisetzungs- und Opferplätze wären — nur so erkläre sich das Vorhandensein von massenhaften Scherben auf verhältnismässig engem Raume; ich charakteresierte in Kürze auf Grund der Grabungsresultate und Funde die Beziehungen dieser neolithischen Kultur zur „Tripoljer“ im Kiewschen Gouvernement; die eigenartige Ornamentik der Gefässe erläuternd, betonte ich die gemeinsamen Züge und die Verwandtschaft derselben mit der „mykenischen“ oder richtiger gesagt, ägäischen Keramik; im Gegensatz zu den mir bisher bekannten Auffassungen über die Herkunft einer analogen Kultur im Nord-Westgebiet des Balkans bestritt ich die Möglichkeit einer „Ausstrahlung“, mykenischer Einflüsse, und verfocht den Satz, dass diese Kultur im Gegenteil von Norden nach Süden gewandert sei und dass diese ihre durch die polychrome Keramik charakterisierte Entwickelung Volkstämmen der .neolithischen Zeit angehöre, die auf ihrer Wanderung von Nord nach Süd sich auf dem griechischen Festland, den ägäischen Inseln und in Kleinasien niedergelassen hätten. Diese Thesen, und vor allem die sich im strikten Gegensatz zu der herrschenden Ansicht stellende Behauptung über die prototypische Bedeutung dieser Kultur bedurften natürlich der näheren Begründung. Hierzu war es notwendig, einmal ausser den mir bekannten Tripoljer Funden auch, soweit als möglich, die Ausgrabungsresultate auf den analogen Kulturstätten nach Westen hin näher zu studieren und vor allem das Beobachtungsmaterial aus Petreny selbst zu erweitern und zu vermehren. Ich begann mit dem Letzteren und nahm im Frühjahre 1903 umfassendere Ausgrabungen vor.

Durch die Liebenswürdigkeit und weitgehende Gastfreundschaft der Besitzer von Petreny, des Herrn N. und der Frau H. von Busni war es möglich, dieses Mal die Arbeiten systematischer zu führen. Mein aus Odessa mitgebrachter Aufseher konnte auf dem ca. 3 Kilometer vom Ausgrabungsfeld entfernten Wirtschaftshof untergebracht werden; eine bedeutende Arbeiterschar war aus dem nächstgelegenen, ca. 4 Kilometer weiten Dorf angeworben worden und trat jeden Morgen früh pünktlich zur Arbeit an; ich selbst erhielt jeden Morgen von meinen liebenswürdigen Wirten eine Equipage zur Verfügung und kehrte erst spät am Abend unter das schützende Dach des Gutshofes zurück. Das Wetter war im Ganzen günstig und so konnte im Lauf einer Woche ein verhältnismässig bedeutendes Stück Arbeit bewältigt werden. Freilich ist das Ausgrabungsgebiet damit noch lange nicht erschöpft. Dazu reichten weder

meine Zeit noch meine Mittel aus; auch war die Erfüllung dieser Aufgabe aus anderen Rücksichten nicht möglich. Das Ausgrabungsfeld ist fruchtbares Ackerland, das fast alljährlich mit Korn bestellt wird. Wenn es sich nicht um eins der seltenen Brachejahre handelt, so ist eine Ausgrabung auf demselben nur vor der Bestellung oder nach der Ernte möglich; und in jedem Fall muss, um den Besitzer nicht zu empfindlich zu schädigen, eine weitgehende nachträgliche Planierung der Ausgrabungsstellen vorgenommen werden. All' die genannten Schwierigkeiten, zu denen sich auch noch die weite Entfernung des Ausgrabungsfeldes von jeder menschlichen Behausung gesellt, veranlassten mich von vornherein auf eine erschöpfende Ausbeutung zu verzichten. Mir kam es in erster Linie drauf an, die Resultate der Probegrabung zu kontrollieren und zu erweitern und ein klares Bild vom Charakter der Kulturstätte auf dem gegebenen Ausgrabungsterrain zu gewinnen. Diese Aufgabe darf ich als gelöst betrachten. Das Plateau wurde an den verschiedensten Stellen auf das Vorhandensein von gebranntem Lehm und Tonscherben untersucht. Von den Plätzen, an denen sich unter der Schwarzerdeschicht Spuren von gebrannter Erde und Gefässüberresten konstatieren liessen, wählte ich acht zu näherer Erforschung aus. Drei von ihnen waren auf dem Gipfel des Plateaus gelegen, in einer Entfernung von etwa 30 Meter von einander, zwei befanden sich in der Richtung zum Südabhange hin, genau in der Mitte zwischen dem Gipfel und dem im Vorjahr untersuchten Graben. Zwei weitere Plätze wählte ich zum West- und einen in der Richtung zum Nordabhange hin; diese letzteren in einer Entfernung von 100—150 Meter vom Gipfel des Plateaus. An all' diesen acht zur Ausgrabung bestimmten Plätzen versuchte ich nun zunächst durch weitere, auf die Entfernung von je einem halben Meter wiederholte Bohrungen die Form und Ausdehnung der betreffenden Kulturstätte festzustellen. Es ergab sich in den meisten Fällen, dass diese Stätte ein Rechteck bildete, deren Längsseite 10—14, und deren Breitseite 5—8 Meter betrug. Nur einer der Plätze, zum Südabhang hin, bot eine auffallende Ausnahme: er nahm im Geviert nur 14 Quadratmeter ein.

Nach Beendigung der Bohrung liess ich neben einer der Längsseiten einen ca. 2 Meter breiten, bis auf die Sohle des gewachsenen Bodens reichenden Laufgraben [1]) ziehen, so weit, bis er die Endpunkte der Längsseite etwa um einen Meter überragte; dann wurde der Graben längs einer der Querseiten weiter geführt, auch hier um einen Meter weiter, als die Kulturreste enthaltende Schicht reichte. Nachdem so nach zwei Richtungen hin die Form und der Durchschnitt der Kulturstätte gefunden waren, konnte zur weiteren Aufdeckung derselben geschritten werden. Der Schwarzerdehumus wurde bis auf die aus gebranntem Lehm bestehende Schicht vorsichtig weggeräumt und es ergab sich dann das Bild eines Trümmerfeldes aus grösseren oder kleineren Lehmstücken, das nach der Mitte zu ein wenig erhöht war, während es

---

[1]) Ich merke hier die Tatsache an, dass sich in drei Fällen auch schon in diesem Laufgraben Kulturreste fanden; zwar nicht Stücke von gebranntem Lehm, wohl aber vereinzelt Tonscherben, kleine Schalen und Tierknochen. Wie ihr Vorhandensein ausserhalb der Kulturstätten zu erklären ist, vergl. darüber weiter unten.

nach den Längsseiten hin abfiel [1]). Diese Lehmstücke von sehr verschiedener Grösse und Form weisen häufig die Abdrücke von Rundhölzern auf (vergl. z. B. Tafel V, 4); ebenso häufig finden sich einfach geglättete Stücke, die bisweilen noch Farbenspuren,—rot oder hellgrau an sich tragen (vergl. Tafel V, 3). Diese Stücke und Klumpen aus gebranntem Lehm liegen meist in horizontalen Schichten aufeinander; doch fanden sich auch vertikal aufrecht stehende Reste, namentlich nach den Rändern der Kulturstätte hin. Sofort nach dem Abhub dieses Lehm- und Bewurfgerölls traten Scherben und grössere Fragmente von massenhaft deponierten Gefässen zu Tage. Unmittelbar an den Längs- und Querseiten der Ausgrabungsstätte konnte man fast jedesmal mit Sicherheit auf den Fund von vollständig erhaltenen kleineren Schalen (vergl. Taf. VI, 10, 11) oder Näpfen rechnen (vergl. Taf. VI, 3, 4, 8, 9). Ihre fast intakte Konservierung erklärt sich einmal aus ihrer Form, die es ihnen ermöglichte einem recht bedeutenden Druck Widerstand zu leisten, dann aber wohl vor allem daraus, dass sie durch ihren Aufstellungsort mehr als die näher zum Zentrum hin deponierten Gefässe davor geschützt waren beim Einsturz der Lehmkonstruktion zerschlagen zu werden. Die sie bedeckenden Lehmklumpen sind offenbar aus geringerer Höhe und daher mit geringerer Gewalt hinabgefallen. Vereinzelt sind natürlich auch weiter nach innen hier verschiedene Gefässe verhältnismässig wenig beschädigt erhalten geblieben; das ist überall da geschehen, wo der herabfallende Bewurf sich derart gewölbeförmig türmte, dass unter ihm Hohlräume entstanden.

Die kleineren Näpfe und Schalen waren auf jedem der ausgegrabenen Stätten in grosser Menge vorhanden: oft waren die Schalen eine in die andere gelegt, in einem Fall waren sieben Schalen auf diese Weise in einander geschachtelt. Diese kleineren Gefässe, mit Asche, Resten von Tierknochen, oder in einem Falle mit Hirse gefüllt, umgaben gewöhnlich die Fragmente einer grösseren, niemals vollständig heil erhaltenen Urne; der Boden neben den Scherben solcher grösseren Urnen enthielt eine deutlich erkennbare Aschenschicht; offenbar war diese Asche in den Urnen beigesetzt gewesen. Die Zahl dieser grösseren Urnen schwankte, je nach der Grösse des Ausgrabungsplatzes zwischen 3 und 8 an jedem Platz; der Form nach herrschten zwei Typen vor: entweder lief die dickbauchige, birnenförmige Urne in einen kurzen, nicht allzubreiten Hals aus, der mit einem Deckel geschlossen werden konnte (vergl. Taf. IX, 2, XII, 3), oder aber die Urne hatte eine dem griechischen Krater verwandte Form mit weitausladendem, umgebogenem Rande (vergl. Taf. IX, 3). Gewöhnlich standen diese Urnen in allen 4 Ecken und im Zentrum der Stätte; herum am Boden lagen dann all' die übrigen Fundobjekte; ausser den genannten Schalen und Näpfen — Schleudersteine, Steinhammer und Beile, Messer oder Sägen aus Feuerstein, Ockerklumpen, Tierknochen, Zähne, Hörner (vergl. Proben dieser Gegenstände auf Taf. V). An sehr vielen dieser Gegenstände waren Brandspuren zu konstatieren: namentlich oft waren die Scherben und Fragmente von kleineren und grösseren Gefässen durch Feuer aus ihrer

[1]) Ich gebe hier, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, den Fundbericht der acht Ausgrabungsstellen im Zusammenhang. Abweichungen, die sich an der einen oder anderen Stelle fanden, werden besonders hervorgehoben werden.

ursprünglicher Form gebracht oder gar in Schlackenmasse verwandelt worden. Der Boden, auf dem diese Kulturreste sich fanden, bestand meistens aus einer festgestampften Lehmschicht; doch gab es auch sorgfältigere Konstruktionen; auf Tafel V, 3 ist die Probe einer solchen aus mehreren Plasten gebildeten Diele abgebildet. Eine Ausnahme stellt die oben erwähnte kleine Kulturstätte dar: die eine Hälfte der Diele bestand aus gerissenen, dünnen Kalksteinfliessen (vergl. Taf. V, 28); auf ihnen lagen die Reste von zwei grösseren und einer kleineren Urne, und um die letzten zerstreut die auf Tafel VI, 14, 18, 19 abgebildeten Figuren: der Stierkopf, eine Kuh und ein Kälbchen; ferner eine Tonpyramide, eine Tonkugel, der Körper eines Tonidols oder einer Tonfigur und eine Knochenpfrieme (Taf. VI, 21, 20, 16, 24). Die zweite Hälfte des Fussbodens war aus tramboniertem, mit Ocker rot gefärbtem Lehm gebildet.

Dies in Kürze die Ausgrabungsergebnisse. Hinzuzufügen ist noch, dass die Tiefe von der Erdoberfläche bis zur Sohle der aufgedeckten Kulturstätten nie mehr als 2—2½ Meter, oft aber nur 1½—2 Meter betrug. Dass diese Stätten trotz ihres evidenten Alters so verhältnismässig flach unter der Erdoberfläche liegen, erklärt sich einmal dadurch, dass die betreffenden Stellen seit der neolithischen Zeit nicht wieder besiedelt worden sind, dann aber vor allem dadurch, dass auf dem abgedachten Hochplateau eine starke Humusbildung nicht möglich gewesen ist, da das Frühlingswasser und die Gewitterregen stets eine Menge neuen Erdreiches in die Schluchten abschwämmen.

Welche Bedeutung und Bestimmung haben nun die hier beschriebenen Kulturstätten gehabt?

Die Beantwortung dieser Frage, die sich ja ganz unabweisbar aufdrängt, kann nach dem bisher Ausgeführten kaum zweifelhaft sein. Das massenhaft auf verhältnismässig engem Raum konzentrierte Geschirr, die Aschenurnen und Brandspuren einerseits, sowie die Abwesenheit eines Herdes und ausgesprochener Küchenabfälle andererseits setzen es ausser alle Diskussion, dass diese auf dem Ausgrabungsfelde von Petreny aufgedeckten Kulturstätten nicht etwa als Überreste einer Ansiedelung, sondern sicher als Beisetzungs- und Opferplätze betrachtet werden müssen.

Selbstverständlich hat das Volk oder der Volksstamm, der diese Beisetzungs- und Opferplätze anlegte, auch in der Nähe seine Siedlungen gehabt. Da zur Zeit meiner Ausgrabung all' die umliegenden Felder mit Saaten bestellt waren, so musste ich darauf verzichten, nach den Spuren dieser Niederlassungen zu suchen. Man wird wohl in der Annahme nicht fehl gehen, dass sie im Allgemeinen dem Typus entsprechen, wie es von Demetrykiewicz [1]) und namentlich von Chwoiko [2]) festgestellt worden ist. Es handelt sich um Lehmhütten („землянки"), die eine Länge von 4—6 Meter und eine Breite von 3—6 Meter haben; an einer der Seitenwände befindet sich regelmässig ein aus Lehm gebauter oder in den gewachsenen Grund getriebener Kochherd; den

---

[1]) W. Demetrykiewicz: Vorgeschichte Galiziens S. 119. Band Galizien der Publikation: „Die österr. — ungar. Monarchie in Wort und Bild".

[2]) Chwoiko: Zapiski der russ. Abteilung der Kaiserl. Russ. Archeol. Gesellschaft. V, 2 (1904), S. 2, Fig. 1. und Annales archéologiques de la Russie Méridionale 1904. № 4—5. S. 223.

Boden der ausgehobenen Grube bedeckt eine dicke Schicht von „Kökkenmödding“; Muschelschalen, zerschlagene Tier- und Vögelknochen, Fischgräten und -schuppen, Kohle und Asche sind um den Herd verstreut. Dazwischen finden sich Scherben von Getässen derselben Art, wie an den Beisetzungsplätzen, nur in sehr viel geringerer Zahl, und endlich vereinzelt Gegenstände aus Knochen, Horn oder Feuerstein. Lehmgeröll und Klumpen mit Abdrücken von Stangen und Ruten erlauben einen Rückschluss auf die Bauart dieser Hütten. In archeologischer Beziehung ist also nach den vorliegenden Berichten die Ausbeute bei der Ausgrabung der entsprechenden Wohnstätten eine viel geringere, als bei der Beisetzungs- und Opferplätze; bei dieser Sachlage dürfte sich das Gesamtbild über den Kulturzustand des Volkes, das die Bestattungsanlagen in Petreny hinterlassen hat, kaum wesentlich durch die Aufdeckung seiner Wohnhütten verschieben.— Bevor wir jedoch diesen Kulturzustand nach den vorhandenen Überresten zu zeichnen versuchen, noch einige Beobachtungen über die Gestalt und Konstruktion dieser Beisetzungsplätze, soweit sie sich aus den Ausgrabungsresultaten ergeben. Es lässt sich zunächst sagen, dass zum Zweck dieser Aschenurnenbeisetzung das Erdreich in meist rechteckiger Form ein bis zwei Meter tief ausgehoben worden ist; der Boden dieser derart gewonnenen Grube wurde aus dem den Untergrund bildenden Lehm fest gestampft und geglättet, in einigen Fällen auch mit Ocker rot gefärbt.

In ähnlicher Weise wurden die Seitenwände behandelt; um ihnen mehr Halt und Festigkeit zn geben, wurden diese Lehmwände, die ja in ihrem unteren Bau von der einen Seite durch das aussen anliegende Erdreich gestützt waren, leicht gebrannt. Wie weit diese Wände sich über der Erdoberfläche erhoben, wird sich kaum mit annähernder Sicherheit berechnen lassen; dass sie es überhaupt taten, scheint mir nach der Masse und der Schichtung des Lehmgerölls, dass jetzt die Beisetzungsplätze überschüttet hat, keinem Zweifel zu unterliegen. Dieses rechteckige und vierseitige Lehmbauwerk, dem wohl vielfach durch eingeräumte Pfähle und Rutengeflecht Halt und Stütze verliehen war, wurde oben nun mit einer Decke aus eng aneinandergelegten Rundhölzern versehen, die einen dicken Lehmbewurf erhielten. Ob diese Decke horizontal, etwa wie bei den Mastabas in Egypten, oder aber gewölbeförmig gebildet war, lässt sich nach dem mir zur Verfügung stehenden Fundbestand nicht bestimmt sagen. Nach der Form einiger dieser Lehmklumpen mit Abdrücken von Rundhölzern scheint mir eine gewölbte Bildung dieser Decke allerdings wahrscheinlich; sie wurde vielleicht auch nur dadurch erreicht, dass der Lehmbewurf in der Mitte über der Rundhölzerlage dicker aufgetragen wurde, als an den Seiten. So war der Abfluss des Regenwassers und der Schneeschmelze ermöglicht. Natürlich war an einer der Seiten des Lehmbaues eine Türöffnung freigelassen worden, die wohl durch Steinplatten zu verschliessen war; wenigstens habe ich an all' diesen Beisetzungsstätten mehrere grössere flache Steine gefunden. Vermutlich hat der Bau noch eine weitere kleine Öffnung für den Rauchabzug gehabt; worauf diese Annahme sich gründet, wird später dargelegt werden.

In dieses „Totenhaus“ nun, das für irgend einen Verband des betreffenden Volkstammes, sei es nun eine Bruderschaft, sei es eine Familie, errichtet worden war, werden die Aschenurnen beigesetzt. Nach dem Fundbestand auf dem Ausgra-

bungsfelde von Petreny neige ich zur Annahme, dass die Leichenverbrennung nicht im Totenhause selbst stattgefunden hat; anderenfalls müsste man das Vorhandensein weit bedeutender Aschenreste auf dem Beisetzungsplatz erwarten; doch mag die Praxis zu verschiedenen Zeiten hierin verschieden gewesen sein; Herr Chwoiko [1]) führt Beispiele an, dass sich innerhalb des Totenhauses in einer besonderen, viereckigen, mit Lehmplasten ausgelegten Grube, die Reste halbverbrannter Skelette gefunden haben. Ich werde mir erlauben, später auf diese Fälle zurückzukommen.

Nach der Leichenverbrennung auf dem Scheiterhaufen wurden dann die Aschen- und Knochenreste sorgfältig in eine Urne gesammelt und diese in das Totenhaus beigesetzt; sei es bei dieser Feierlichkeit, sei es an bestimmten Gedenktagen wurde dann Brandopfer und Libation im Totenhaus selbst dargebracht. Zu dieser Annahme zwingt uns einmal das Vorhandensein von massenhaft um die grössere Aschenurne gruppierten Schalen und Näpfchen, weiter das Vorhandensein deutliche Brandspuren aufweisender Tierknochen im Totenhause und endlich der Umstand, dass sehr viele dieser Gefässe sicher der Wirkung des Feuers ausgesetzt gewesen sind. Und zwar lässt sich beobachten, dass meist nur eine Seite der Schalen und Urnen vom Feuer gelitten hat; je weiter die Gefässe vom Zentrum des Totenhauses standen, desto weniger hat das Feuer sie tangiert. Diese Fundtatsachen lassen es nicht zweifelhaft erscheinen, dass im Totenhause selbst Brandopfer dargebracht worden sind; war dies aber der Fall, so ergiebt sich die oben ausgesprochene Vermutung mit Notwendigkeit, dass die Beisetzungsanlage ausser der Türöffnung noch eine andere, kleinere Öffnung, oben oder seitlich, für den Rauchabzug gehabt haben muss. Waren die Beisetzungs- und Opferfeierlichkeiten vollzogen, so wurde der Bau wol geschlossen, bis der Tod ein weiteres Mitglied der Sippe oder Familie ereilte. Dann kam die nächste Aschenurne mit allen ihren Beigaben in das Totenhaus und so weiter, bis etwa Raummangel oder das Hinsterben einer Familie oder Bruderschaft der Benutzung ein endgültiges Ziel setzten.

Kap. II.

Die Zeitepoche und die Kultur der Petrener Bestattungsanlagen.

Wir haben uns bisher mit der äusseren Form der Totenhäuser auf dem Petrener Ausgrabungsfelde und ihrer Verwendung beschäftigt: es ist jetzt geboten, zur näheren Betrachtung des Inhaltes derselben überzugehen, um dadurch eine Basis für die Zeitbestimmung dieser Anlagen und für das Verständnis der Kulturentwickelung der Bevölkerung, die sie uns hinterlassen hat, zu gewinnen. Für die Beantwortung der ersteren Frage muss das absolute Fehlen jeglichen Metalles unter den Fundobjekten den Ausgangspunkt bilden. Dieses Fehlen von Metallgegenständen auf dem Ausgrabungsfelde von Petreny ist nicht etwa eine zufällige Erscheinung; Chwoiko, der aus dem Kiewer Gouvernement über ein sehr grosses Material verfügt, hat in den hunderten von analogen Anlagen, die er aufgedeckt, nur ein einziges Mal ein Beil aus

[1]) Annales archéologiques etc. 1904. № 4—5. p. 223.

Metall, und zwar aus reinem Kupfer gefunden. Die Kultur ist rein neolithisch, sowohl in Süd-Russland als auch in den entsprechenden Stationen in Galizien und Ungarn. Wenn in einzelnen Publikationen über die Ausgrabungen auf analogen Plätzen im Westgebiet, z. B. von Przybyslawski in seinem Bericht über die Funde in Horodnica (am Dnjestr)[1]) einige Bronzesachen, ja sogar Bracelets aus Glas mit abgebildet worden sind, so genügt ein Blick, um festzustellen, dass hier die Kulturschichten nicht streng auseinandergehalten, und dass diese Gegenstände unmöglich in Zusammenhang mit dem Gros der Fundobjekte zu setzen sind, die alle deutlich den Charakter der neolithischen Periode an sich tragen. Da nun die Eisenzeit in Süd-Russland spätestens mit der griechischen Kolonisation, aller Wahrscheinlichkeit nach aber schon rund um 1000 v. Ch.[2]) beginnt, Bronze sich schon vereinzelt in den Kurganen mit rotgefärbten Hockerskeletten findet[3]), so muss als unterste Zeitgrenze für diese rein neolithische Kultur die Periode von c. 1200—1500 v. Ch. angenommen werden. Dass wir diese Grenze noch bedeutend nach oben zu verschieben haben, lehrt ein Blick auf die Petrener Steingeräte. Dass keiner der gefundenen Steinhämmer regelrecht durchbohrt ist, mag auf Zufall beruhen; denn die Technik der Bohrung war, wie die Funde aus dem Tripoljer Gebiet oder aus Horodnica am Dnjestr zeigen[4]), dieser Kulturepoche bekannt; aber auch die Politur des Steines weist noch lange nicht die Vollkommenheit jung-neolithischer Kunstübung auf. Soweit lässt sich die Petrener Kultur nach den allgemeinen Entwickelungsverhältnissen kulturellen Lebens in Süd-Russland und dem Charakter der Funde in Petreny selbst datieren.

Dass eine noch genauere, und zwar viel weiter zurückreichende Zeitbestimmung möglich ist, soll weiter unten aus anderen Erwägungen heraus dargetan werden.

Dem Charakter der Steingeräte, der Pfeilspitzen aus Obsidian, der Feuersteinmesser und Knochenpfriemen entspricht im Allgemeinen die Technik der Gefässeverfertigung; die Petrener Kultur kennt die Töpferscheibe noch nicht. Aber freilich der Brand des Tones ist fast ausnahmlos gut, der Ton sorgfältig geschlemmt; geringere Ware findet sich selten. Bei den recht zahlreichen dünnwandigen Gefässen[5]) ist der Ton besonders fein zubereitet, im Bruch durchweg gleichmässig gelb oder ziegelrot und klingend hart

---

[1]) Zbiór Wiadomosci do Anthropologiu Krakowej III, 1879 fig. 4. „Na kósciach lewego przedramiena nazadzona byla szklanna branzoleta".

[2]) Vergl. H. Schmid: Zeitschrift für Ethnologie 1904, 5, S. 632.

[3]) Ein reines Bronzezeitalter giebt es bekanntlich in Süd-Russland nicht. Vergl. die Verhandlungen auf dem VIII. Archeologenkongress zu Moskau und die Referate v. Antonowitsch, Samokwassow, Skadowky, Knauer; vergl. den Bericht darüber von Stieda, Arch. für Anthropologie, 1892, S. 153 folg. Über die steinzeitlichen Kurgane in Süd-Russland Zaborowski, Du Dniestre à la Caspienne. (Bulle. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1895 XII, 58 Taf. IX—XIII.) Über die Hockerskelette den Vortrag von Antonowitsch auf dem Archeologenkongress in Wilna 1893 (Stieda: Archiv für Anthropologie XXIII, 1895, S. 517 folg.). Übrigens beweisen die neuesten Grabungsresultate von Berthier de la Garde bei Simeis in der Krim, dass in diesen sogenannten Kimmeriergräbern sich doch häufiger Bronze findet, als Antonowistch annahm. Die Funde von dieser Ausgrabung (Herbst 1904) werden im Odessaer Museum aufbewahrt. Es sind einfache Bronzeringe, zum Teil spiralförmig, und Plättchen in Form einer arabischen „acht", die nach den Bohrlöchern zu urteilen dazu bestimmt waren, als Schmuck auf Gewand oder Gürtel aufgenäht zu werden.

[4]) Vergl. Chwoiko a. a. O. Taf. IV, 20, 21 und Przybyslawski Zbiór etc. III, 1879. Taf. 4.

[5]) Vergl. Tafel VI, 4, 8, 9, VII, 6, 7, 8. XI, 6, 12 u. s. w.

gebrannt. Die Wände innen und aussen sind nicht aus freier Hand, sondern mit einem Holzstab oder Holzbrettchen geformt und namentlich die charakteristischen flachen Hohlkehlen tadellos gearbeitet; nur der Boden von innen zeigt meist eine rohere Behandlung. Bei den dickwandigen, grösseren Gefässen ist der Ton zwar gröber, aber auch immer fast gleichmässig gebrannt. Aber überraschender, als die Tatsache einer sorgfältigen Tonbereitung und eines guten Brandes, war die nach der Entfernung der Kalksinterschicht gemachte Entdeckung, dass die weitüberwiegende Mehrzahl der gefundenen Scherben gut poliert und mit eigenartigen aufgemalten Ornamenten geschmückt war. Doch ehe wir zur näheren Betrachtung dieser Maltechnik übergehen, empfiehlt es sich noch einige weitere allgemeine Bemerkungen über die Keramik des Ausgrabungsfeldes von Petreny vorauszuschicken. Der Ausführung nach lassen sich drei Gruppen von Gefässen unterscheiden:

I. Gefässe ohne jegliche Dekoration, monochrom in der Tonfarbe gehalten. (Vergl. Taf. I, 4 u. 17, XI, 3). Meistens ist die Oberfläche des gelben Tones glänzend poliert (vergl. Taf. VII, 5). Gefässe oder Scherben dieser Gattung finden sich selten. Der Ton ist fast durchgehend gelb, genügend, aber nicht hart gebrannt.

II. Gefässe mit Ritztechnik-Tiefornamentik. Mit wenigen Ausnahmen (vergl. Taf. I, 12) ist diese Technik bei kleineren Gefässen verwandt (vergl. die Frag. auf Tafel I). Der abgehobene Rand der Gefässe zeigt Kamm- oder Schnurornamentik; mit spitzem Holz sind Löcher eingedrückt, der Körper ist horizontal gestrichelt. Feiner ausgeführte Muster, wie Taf. I, 7 oder VI, 13, wo die Schulter des Gefässes mit an erhabenen Nägeln hängenden Guirlanden geschmückt ist, finden sich nur ganz vereinzelt. Im Gegensatz zu den Fundergebnissen aus der Tripoljer Kultur, in der die Gefässe mit Tiefornamentik prävalieren und in der die Ritztechnik zum hauptsächlichsten Schmuck auch der grossen Gefässe verwandt worden ist, ist in Petreny diese Gattung überhaupt nur ausnahmsweise vertreten. Auf tausend Scherben kommt vielleicht eine, die mit eingedrückten Ornamenten versehen ist. Der Ton dieser Gefässe ist gelb oder gelbgrau, nicht besonders fein geschlemmt, aber genügend gebrannt.

III. Entschieden herrscht eine dritte Gattung von Gefässen vor; Gefässe, die auf poliertem Tongrund oder Überzug mit dekorativer Malerei geschmückt sind. Statistisch bilden unter den Funden auf den entsprechenden Stationen im Kiewer Gouvernement diese bemalten Gefässe die verschwindende Minderheit. Wir werden in der Annahme nicht fehl gehen, — worauf ja schon die Brenn- und Tonbereitungstechnik hinweist —, dass diese Gattung ein weiteres Stadium in der Entwickelung dieser neolithischen Keramik bedeutet. Der Brauch, die Gefässe mit aufgemalten Ornamenten zu schmücken, erscheint wie eine neue Mode, die allmählich eindringt: am schnellsten am Zentrum ihrer Erfindung, langsamer und zögernder an der Peripherie des gleichen Kulturkreises. Es ist daher die Annahme nicht notwendig, dass die Beisetzungsstätte in Petreny einer wesentlich späteren Zeit zuzuweisen sei, als die entsprechenden Anlagen im Kiewer Gouvernement; der Charakter der Steingeräte aus Petreny spricht entschieden gegen eine derartige Hypothese. Wohl aber dürfen wir vermuten, dass sich im Petrener Gebiet ein Zentrum der neuen keramischen Industrie befunden hat — die technische

Vollkommenheit in Brand und Tonbereitung, sowie die Sicherheit in der Pinselführung unterstützen diese Vermutung — und dass von hier aus die neue Technik weitere Ansiedelungsplätze beeinflusst hat. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben zu konstatieren, dass bei aller Verwandtschaft der Tonplastik und bemalten Keramik der neolithischen Kultur im Donau-Dnjepr Gebiet, sich doch überall lokale Differenzen finden, dass bei oft völliger Analogie in den Dekorationsmotiven die Dekorationsmittel verschiedene sind[1]) und dass endlich an verschiedenen Fundstätten bestimmte Gefäss- und Dekorationsarten vorherrschen, während sie an anderen nur vereinzelt angetroffen werden. Diese Tatsachen sprechen für eine stark entwickelte lokale keramische Industrie, die sich aber dabei gegen den Einfluss benachbarter Zentren nicht abschloss. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich wohl am ungezwungensten die gleichzeitige Verwendung von Mal- und Ritztechnik in der Keramik und das Prävalieren der einen oder der anderen auf bestimmten Ausgrabungsfeldern.

Also, wie gesagt, in Petreny herrscht die dritte der hier erwähnten Gattungen, die bemalte Keramik entschieden vor. Ohne bereits hier auf den Charakter der Ornamentik näher einzugehen, lässt sich diese Gattung nach rein äusserlichen Merkmalen in drei grössere Unterabteilungen sondern. Wir haben

1) Gefässe, deren Tonoberfläche sorgfältig poliert ist und bei denen unmittelbar auf den polierten Ton die Ornamente mit *einer* Malfarbe — schwarz oder violett-braun, aufgetragen sind (vergl. Taf. II, 1, 3, IV, 10, 12, XI, 10).

2) Viel häufiger ist der hart gebrannte, rötliche oder gelbliche Ton der Gefässe mit einem weissen, gelblichweissen, braunen oder roten Überzug versehen, der als Untergrund für die Malerei dient. Der Überzug zeigt, falls er aus brauner oder roter Deckfarbe hergestellt ist, gleichfalls Spuren einer Politur. Der weisse oder gelbliche Überzug dagegen ist matt. Die Malerei ist mit einer Farbe ausgeführt: schwarz und violett-braun herrschen vor; seltener ist gelb und rot verwandt. (Beispiele passim auf den beigefügten Tafeln).

3) Als dritte Gruppe lassen sich die im ganzen selten vorkommenden Gefässe aussondern, bei deren Dekorierung zwei Malfarben verwandt worden sind: schwarz und rot (vergl. Taf. VIII, 1, 2; IX, 2, 9; X, 3). Im Übrigen schliesst sich diese Gruppe insofern eng an die vorhergehende an, als auch hier die Gefässe erst mit einem Überzug versehen sind, bevor die Muster aufgemalt wurden.

Was die Formen der in Petreny gefundenen Gefässe betrifft, so lässt sich nicht behaupten, dass sie sich durch grosse Mannigfaltigkeit auszeichnen.

Alle grösseren Gefässe weisen mit einer Ausnahme — Taf. IX, 3, die beiläufig bemerkt sowohl durch ihre Grösse als durch die Verteilung der Handhaben und Griffe

[1]) Um das hier angedeutete wenigstens durch ein Beispiel zu illustrieren, so sei darauf hingewiesen, dass die Dekorationsmuster, sowohl gradlinige, wie spiralige in ihren Grundmotiven bei den Gefässen aus Lengyel (Wosinsky: Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel I—III. Budapest, 1888), aus Tordoš (H. Schmidt: Zeitschrift für Ethnologie 1903, 2 u. 3. S. 438 folg.), aus Erösd (Teutsch, Mittl. der prähist. Kommission der K. Akademie der Wissenschaften, Wien 1903), aus Horodnica in Galizien, Petreny, Tripolje u. s. w. wesentlich gleich sind. Dagegen sind die Dekorationsmittel verschieden. In Lengyel, so viel ich sehe, uud sicher in Südrussland fehlt die weisse Farbe als Dekorationsmittel, während es für die Funde aus Horodnica und Erösd besonders charakteristisch ist, dass die Ornamente mit weisser Farbe aufgemalt werden.

an die Vorratsgefässe in Knossos erinnert — zwei Typen auf. Es sind dies einmal Gefässe mit aufrecht stehendem Rand und kurzem Hals, die sich in gefälliger Wölbung zum Bauch hin bedeutend verbreitern. Nach unten verjüngen sie sich alle, die einen derart, dass das ganze Gefäss eine auffallend gedrückte Form erhält (vergl. z. B. Tafel VII, 1; VIII, 5); die anderen in etwas gestreckterer Weise, so dass die Bauchigkeit nicht so massiv erscheint. Der untere, verjüngte Teil dieser halslosen Amphoren ist zunächst apart gearbeitet und dann vor dem Brande mit dem oberen zusammengesetzt worden: bei einigen Exemplaren ist die Naht noch deutlich zu verfolgen. Auf diesen verjüngten Teil der Gefässe ist entschieden weniger Sorgfalt bei der Arbeit verwandt worden; er ist oft nur ungenügend geglättet, fast nie poliert und niemals mit einem Überzug oder einem Ornament versehen. Diese technischen Eigentümlichkeiten bestätigen vollauf die Richtigkeit der Beobachtung, die Dragendorff[1]) hinsichtlich der analogen Gefässe aus Thera gemacht hat: diese dickbauchigen, zunächst zur Aufnahme von Vorräten und dann als Aschenurnen dienende Gefässe waren dazu bestimmt mit ihrem verjüngten, spitz zulaufenden Fuss, der den schweren Körper kaum im Gleichgewicht erhalten kann, in die Erde eingegraben zu werden. Die Henkel dieser Gefässe sind, sofern sie überhaupt vorhanden, meist vertikal, seltener horizontal[2]) aus der Gefässwand herausgearbeitet; es fand sich überhaupt nur einmal, und das bei einem kleineren Krug, das Beispiel eines angesetzten Henkels (Tafel VII, 5). Diese für die älteste Zeit charakteristische Art der Henkelbildung macht sie als Griffe ziemlich illusorisch; es können durch diese Henkel nur Stricke gezogen und Schnurhandhaben an ihnen befestigt werden, um an ihnen die Gefässe zu heben. Da aber diese Vorratsgefässe dazu bestimmt waren in der Erde fest zu stehen, so wurde in den meisten Fällen auf das Anbringen dieser Henkel verzichtet. Ausser dem Henkel ist bisweilen an der Bauchung des Gefässes ein Buckel — von innen heraus mit dem Finger in den feuchten Ton gedrückt (vergl. Taf. II, 7; III, 3; IX, 1, 2, 6; X, 3, 11) — oder ein aufgesetztes Knöpfchen oder Wärzchen (II, 2; VIII, 6; IX, 3; X, 1, 2) als plastischer Schmuck angebracht.

Die zweite Hauptart der grossen Gefässe kann gleichsam als Prototyp des griechischen Mischkruges, des Krater, betrachtet werden. Das Prinzip der Verjüngung nach unten, sowie die weniger sorgfältige Behandlung des unteren Teiles hat diese Gefässgruppe mit der vorhergenannten gemein: sie unterscheidet sich durch die leichter gewölbte Wandung, die Verbreiterung nach oben und den scharf abgesetzten weit ausladenden Rand. Auf den beigefügten Tafeln sind verhältnismässig wenige Exemplare abgebildet (Taf. VIII, 6; IX, 3; X, 2); das erklärt sich nicht etwa durch das seltenere Vorkommen dieser grossen Gefässe, sondern dadurch, dass durch die drei Abbildungen, die dort gegeben sind, das Ornamentationsprinzip dieser Kratere nahezu erschöpft erscheint. Henkel, Griffe, Buckel oder Warzen fehlen an diesen Gefässen durchgehend. Eine grosse Anzahl von kleineren Gefässen ist nach dem Muster dieser zwei Hauptarten der Vorratsgefässe geformt. Wenn sie der ersteren Gruppe entsprechen (vergl. Taf. VII,

---

[1]) Dragendorff: Thera, Band II. S. 152.
[2]) Vergl. Tafel VII, 2.

9, 11, 13; X, 6, 8), so haben sie häufiger als die grossen Gefässe Henkel oder Schnurösen; die zahlreichen kleinen Näpfe, die man mit der zweiten Gruppe in Parallele setzen kann, unterscheiden sich von den grossen Krateren dadurch, dass der obere Teil leicht nach innen, vielfach als Hohlkehle gewölbt erscheint, und dass der Rand weder abgesetzt noch ausladend ist, sondern gerade emporsteht (Taf. II, 4; VI, 4, 8, 9; VII, 6, 7, 8; XI, 5, 6).

Besonders häufig begegnen unter den Funden auf dem Petrener Ausgrabungsfelde — Schalen und Schalenfragmente. Alle diese Schalen, ob gross, ob klein, haben das gleiche Profil; der obere Durchmesser der Schale ist mindestens doppelt so gross als der Durchmesser am Boden; die Schalen sind also nach dem gleichen Prinzip, wie die grossen Vorratsgefässe geformt. Steht eine solche von unten nach oben sich stark verbreiternde Schale auf einem Tisch oder gar auf dem Boden, so sind die Aussenwände ausserhalb der Sehfläche des Auges; daher erklärt es sich, dass diese Schalen nur Innendekoration haben und dass die Aussenflächen nicht mal sehr sorgfältig poliert und behandelt worden sind. Dass für die Dekoration wirklich das Prinzip, nur die dem Auge sichtbaren Teile zu schmücken, massgebend gewesen ist, wird durch eine Schale bestätigt, die eine von der üblichen abweichende Form aufweist. Die auf (Taf. XII, 5) abgebildete Schale hat eine leicht nach aussen gewölbte Wandung; die Aussenseite ist somit dem Auge des Beschauers sichtbar und eben wohl aus diesem Grunde sorgfältig poliert und mit einem Ornament geschmückt. Von anderen, seltener in Petreny angetroffenen Gefässformen seien hier noch kurz die folgenden erwähnt.

Auf Taf. I, 1, 2; VI, 7; VIII, 8 u. XII, 8 sind halbkreisförmige Schalen mit abgesetztem, flach abstehendem Rande abgebildet. Unten an der Aussenseite ist dieser Halbkreis in der Grösse etwa eines 2 Mark-Stückes abgeplattet; an der Wölbung sind je 2 Warzen oder aber auch Schnurösen angesetzt. Diese Gefässe sind auch im Tripoljer Gebiet von Herrn Chwoiko[1]) vielfach gefunden worden; so viel mir erinnerlich, sind diese Exemplare nicht bemalt, sondern an der Aussenseite mit Tiefornament versehen. Prof. Łinnitschenko[2]) hat sie ihrer Form wegen „Schwedenhelme“ genannt; auch heute noch werden der Form nach ähnliche Gefässe gearbeitet, um Kletter- oder Schlinggewächse hineinzupflanzen und sie am oberen Fenstersturz oder an der Decke aufzuhängen. Da die in Petreny ausgegrabenen Schalen dieser Art alle nur an der Aussenseite bemalt sind — von innen hat nur der abstehende Rand ein Ornament von aneinanderstossenden Halbkreisen — so ist es wahrscheinlich, dass auch in der neolithischen Zeit diese Gefässe dazu bestimmt waren, aufgehängt und von unten gesehen zu werden; die Schnurösen an einzelnen Exemplaren bestätigen diese Annahme; wo sie fehlen, war wohl die Schnur um den horizontal abstehenden Rand geschlungen. Die Abplattung am Boden und die beiden Warzen an den Seiten sollten wohl dazu dienen, dem Gefässe im gegebenen Fall eine gewisse Stehfestigkeit zu verleihen. — Schwerer ist es über den Zweck und die Verwendung einer anderen Gefässart ins

---

[1]) Chwoiko: Ausgrabungen des Jahres 1901. Zapiski der Kaiserl. Russ. Archeol. Gesellschaft Band. V, 2; Taf. 5.

[2]) Zapiski der Kaiserl. Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde. Band XXIII. S. 199 folg.

Reine zu kommen. Ich meine die sogenannten „Binoclevasen“ oder richtiger gesagt, Binocletrichter-oder Untersetzer. Im Kiewer Museum ist eine grosse Zahl dieser „Vasen“ oder „Trichter“ zusammengebracht; sie stammen von den Ausgrabungen des Herrn Chwoiko. Es sind dies zwei nach oben und unten sich verbreiternde Röhren, die oben durch einen Bügel, unten durch einen glatten Tonsteg zusammengehalten werden. Auf diesem Steg steht eine Art Kreuz aus Ton, dessen Querbaum die Verbindung der beiden Röhren in ihrer Mitte herstellt. Die Röhren haben alle ein eingetieftes Schnur- und Punktornament; ersteres ist in glattem Gewinde um den oberen Rand, die Mitte und den Fuss angebracht[1]).

Von derartigen Gefässen ist nur ein fragmentiertes Exemplar in Petreny gefunden worden; bezeichnender Weise, den oben dargelegten Beobachtungen vollkommen entsprechend, ist es nicht mit Tiefornamentik, sondern mit „Buntmalerei“ geschmückt (Taf. VI, 5).

Welchen Zwecken aber diese „Trichter“ gedient haben, ist meines Wissens bisher nicht gelungen, genügend zu erklären. Da sie keinen Boden haben, so kann selbstverständlich nicht daran gedacht werden, dass sie irgend welche flüssige oder feste Körper aufnehmen sollten; sie als Trichter in unserem Sinne zur Füllung grosser Vorratsgefässe in Anspruch zu nehmen, hindert ihre „Binocleform“, die eine solche Verwendung wenigstens als nicht besonders zweckentsprechend erscheinen lässt. Vielleicht darf man annehmen, dass diese „Binoclegestelle“ nur als Untersatz für die kleinen, nach unten spitz zulaufenden Näpfe gedient haben. Die gleiche Gefässform ist übrigens auch bei den Ausgrabungen in Ungarn und Galizien an den entsprechenden Kulturzentren zu Tage getreten[2]).

Wenn ich von den übrigen Gefässen noch das auf zwei Füssen stehende längliche Geschirr mit deutlicher Nachbildung einer weiblichen Brust an der dem — abgebrochenen — Henkel entgegengesetzten Seite (Taf. I, 4), die mit Tiefornamentik geschmückte Vase auf vier Füssen (I, 7), das kleine Gefäss mit Griff in Stierkopfform (VI, 13) und den in einen Knopf oder Griff auslaufenden Stülpdeckel (VI, 12) erwähne, so ist damit der Formenschatz der Keramik vom Petrener Ausgrabungsfelde so ziemlich erschöpft.

Der Formenreichtum ist, wie man sieht, nicht gross; er steht dem aus dem Kiewer Ausgrabungsgebiete sogar entschieden nach; dafür zeichnet sich aber die Keramik von Petreny durch ihre Ornamentik und die vollendete Handhabung ihrer Maltechnik aus. Zur Würdigung dieser Dekorationsmuster und ihrer Ausführung wollen wir jetzt übergehen; die beigegebenen illustrierten Tafeln gestatten mir, mich kurz zu fassen; ihre Betrachtung lehrt mehr, als die ausführlichste Darlegung in Worten.

Über die technische Seite der Frage ist bereits oben gehandelt: ich wiederhole hier kurz, dass entweder der Tongrund poliert und auf ihn mit monochromer Erdfarbe,

[1]) Vergl. Chwoiko: Die Ausgrabungen des Jahres 1901; Zapiski der Kaiserl. Russ. Archeol. Gesellschaft V, 2. Taf. V.

[2]) Vergl. Zbiór u. s. w. Band III, 1879; Przybyslawski, eine bemalte Binoclevase aus Horodnica (Dnjestr). Die Photographie eines anderen Exemplares (im Museum zu Lemberg) aus Kapuściüce, braunrot auf gelbem Grund bemalt, verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Grafen Lankoronsky.

hauptsächlich schwarz und violett-braun, die Dekoration aufgetragen ist, oder dass — und dies ist das häufiger sich findende Verfahren — der Ton zunächst mit einem farbigen Überzug versehen und auf diesen gelbweissen, roten, braunen, gelben Überzug die Ornamente aufgemalt sind. Gewöhnlich ist auch hier nur eine Malfarbe verwandt: schwarz, violettbraun, gelb, hellrot; als eine Abart hat zu gelten, dass die Dekorationsmuster in zwei Farben ausgeführt sind, z. B. schwarz und rot.

Die für die Gefässmalerei aus analogen Fundstätten charakteristische Verwendung der weissen Farbe auf der monochromen polierten Gefässfläche, eine Technik, die, wie H. Schmidt[1]) mit Recht bemerkt, mit der weissen Inkrustation der eingetieften Ornamente in einem genetischen Zusammenhang stehen muss, fehlt in der Keramik von Petreny ebenso, wie in der von Tordoš und Lengyel[2]). Es handelt sich hier um eine Maltechnik, die H. Schmidt durchaus passend als „Buntmalerei“ bezeichnet hat, in dem Sinne, „dass der farbige Tonüberzug für die Ornamentik der Gefässe Verwendung findet“. Berücksichtigen wir also diesen farbigen Tonüberzug, so dürfen wir von Buntmalerei nicht nur bei der Gefässgruppe sprechen, bei der zwei Malfarben zur Herstellung des Dekorationsmusters verwandt sind, sondern auch bei den keramischen Erzeugnissen, bei welchen diese Muster einfarbig auf den Tonüberzug aufgetragen sind. Die verschiedenen Nüancen, die durch Verwendung von einer oder zwei Malfarben und durch die Polierung des einfachen Tongrundes oder durch die Auftragung eines farbigen Überzuges entstehen, werden wir uns ja stets gegenwärtig zu halten haben, — es empfiehlt sich der Kürze halber aber für die Petrener Keramik im Gegensatz zur weitverbreiteten Weissmalerei eine zusammenfassende Bezeichnung zu wählen; als solche dürfte das Wort „Buntmalerei“ das charakteristische Merkmal scharf betonen.

In dieser „buntmalenden“ Technik sind die Ornamente auf den Gefässen ausgeführt. Diese Ornamente selbst sind es nun, welche den Funden aus Petreny besondere Bedeutung verleihen. Ganz abgesehen davon, dass diese Ornamentmuster Zeugniss ablegen von einer langen Kunstübung und einem für die neolithische Periode überraschend reifen Geschmack, sind sie für die prähistorische Forschung in doppelter Hinsicht — um das gleich hier hervorzuheben — von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Die reich dekorierten und zum Teil besser, als aus den analogen Fundstätten erhaltenen Gefässe aus Petreny bieten einmal ein ergiebiges Material für die seit den Butmirer Funden[3]) brennend gewordene Frage nach der Herkunft und Entwickelung des Spiralornamentes in der neolithischen Kultur auf europäischem Boden, und dann gestatten sie das seit Dezennien herrschende Axiom, als habe sich „die steinzeitliche Gefässdekoration in Europa ausschliesslich in geometrischen Formen bewegt im entschiedenen

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. 1904. S. 646.

[2]) H. Schmidt: Zeitschrift für Ethnologie. 1904. S. 646. Die Bemerkung von Much „Die Heimat der Indogermanen S. 89, er besitze in seiner Sammlung „Proben aus Lengyel, auf dessen sich Rot und Weiss auf lichtbraunem Grunde deutlich hervorheben“ steht hiermit nicht in Widerspruch. Es handelt sich hier nicht um Weissmalerei, sondern um Verwendung farbiger Muster auf monochronem Malgrunde.

[3]) W. Radimsky: Die neolithische Station von Butmir (I. Teil) fortgesetzt von F. Fiala u. M. Hoernes (II. Teil).

Gegensatz zu den alten Kulturländern am Euphrat und Tigris, in denen diese Dekoration der organischen Welt entnommen wurde[1])" einer wesentlichen Korrektur zu unterziehen. Um zunächst mit dem letzteren Punkt zu beginnen, so kann natürlich nicht verkannt werden, dass der Dekorationsstil der Petrener Gefässe in seinen Grundprinzipien geometrisch ist. Der Ausgangspunkt für die Stilentwickelung ist die einfache Linearornamentik, sowohl die geradlinige, wie spiralige. Wir sehen noch häufig auf den Randstücken oder auf dem Bauch kleinerer Gefässe aus Petreny den Dekor in Form gerader, horizontal (vergl. Taf. II, 2; VI, 1, 2, 6, 9; VII, 6; VIII, 1;) oder vertikal (VI, 2, 8; VII, 13; VIII, 2; u. s. w.) verlaufender Linien. Diese „alteuropäische" Horinzontal- und Vertikalornamentik findet sich aber auf keinem Gefässe als gebundenes System, sondern stets in Verbindung mit neuen Ornamentmotiven. Zu diesen gehört sehr häufig das Zick-Zack-und Winkelband (vergl. Taf. III, 1, 2; VI, 1, 2, 6, 9; VII, 13; X, 11; u. s. w.) — vielfach in einer Form, das uns beispielsweise auch in der ältesten Keramik von Troja wieder begegnet[2]).

Aber daneben treten nun auch neue Muster auf, die sich in die alte Lineartechnik nicht mehr organisch einfügen lassen: der konzentrische und der tangentierte Kreis und das Spiralband und das Bogenband, die als potenzierter Ausdruck des „bandkeramischen" Dekorationssysteme erscheinen. Diese neuen Elemente in ihrer freien Anwendung führen zu abwechslungsvollen Kombinationen: das Zackenband (Taf. III, 3, 7; VIII, 2; IX, 2, 6; XI, 11), Füllzwickel und Dreiecke, komplizierte Verschlingungen der Spiralbänder (Taf. VI, 8; VII, 1; VIII, 5) der durch Speichen geteilte Kreis (Taf. II, 3; VII, 1; X, 1, 9), Schleifen- (Taf. IV, 2) und Leitermuster (Taf. IV, 4, 11), das in der griechischen Keramik später so häufige Netzgitter (Taf. XI, 1) und die für die mykenische Kunst so charakteristische Wellenlinie (Taf. IV, 1; XI, 9; XII, 10), der in der Kreisfüllung ausgesparte Stern (Taf. X, 8), der zu einem ovalen Schild verlängerte konzentrische Kreis (Taf. X, 8), der Rhombus und andere geometrische Formen finden sich zu einem Idealmotiv einer freien Dekorationsweise vereinigt, die uns vor dem künstlerischen Können der Meister in dieser rein neolithischen Zeit alle Hochachtung abnötigen.

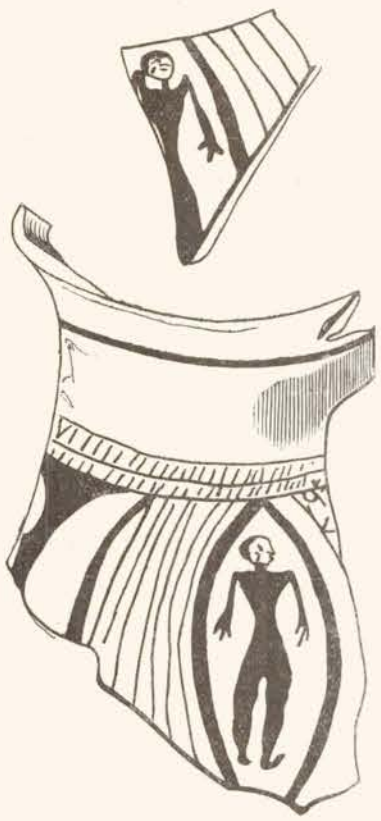
Aber so wichtig diese abwechselungsreichen Spiralbandornamente, die gleichsam das Leitmotiv in dieser ganzen Dekorationssymphonie bilden, für die richtige Würdigung der steinzeitlichen Keramik Süd-Europas und ihres Verbreitungsweges sind, von grösserer Wichtigkeit ist doch noch ein anderes Moment: Auf den Gefässen von Petreny finden wir zum ersten Mal in dieser neolithischen Kultur Europas den Versuch, die von der geometrischen Dekoration frei gebliebenen Flächen mit Nachbildungen von Typen aus der organischen Welt zu schmücken. Der bisher als massgebend geltende Gegensatz zwischen der steinzeitlichen Keramik Europas und der der alten Kulturländer am Mittelmeerbecken lässt sich somit nicht mehr aufrecht erhalten. Welche weittragenden Folgerungen sich hieraus für die Entwickelungsfrage der Keramik in der agäisch-achäischen Kulturwelt ergeben, werden wir später zu erörtern haben.

[1]) So etwa formuliert M. Much „Die Heimat der Indogermanen". 1904. S. 73 diesen Satz und spricht die Überzeugung aus, dass die Ausbeutung einzelner Fundorte auch in Zukunft keine Änderung dieser festbegründeten Ansicht herbeiführen werde.

[2]) Vergl. H. Schliemann: Sammlung trojanischer Altertümer Kat. № 154, № 229.

Verweilen wir zunächst noch kurz bei diesen Nachbildungen aus der organischen Welt. Während die vollendete Ausführung der geometrischen Dekoration auf eine lange Übung schliessen lässt, haben wir es hier auf dem Gebiet der Nachahmung natürlicher Vorbilder offenbar mit den ersten tastenden Versuchen zu tun. Diese Versuche sind mit auf den am vollendetsten geometrisch dekorierten und technisch sehr sorgfältig gearbeiteten Gefässen unternommen worden — ein Beweis, dass gerade die besten Meister es sich nicht an den einfachen mathematischen Formeln genügen liessen, sondern neue Wege einzuschlagen trachteten.

Auf den in Petreny ausgegrabenen Gefässen finden wir Nachbildungen aus der Pflanzenwelt zweimal: Taf. VIII, 2 und IX, 11; es handelt sich hier um die primitive Wiedergabe eines Nadelholzes, — offenbar eines Tannenbaumes. Auf einem gut zusammengesetzten Gefäss und auf zwei Scherben haben wir weiter Menschendarstellungen: Taf. II, 3; IX, 4 und 6. Der Versuch auf dem erstgenannten Gefäss ist arg missglückt. Die Figur ist, noch ganz in der geometrischen Formel befangen, en face gezeichnet; über die Gesichtsbildung lässt sich leider nichts feststellen, da gerade hier die Oberfläche stark verrieben ist; der Unterleib ist, da die Figur in ihrer ursprünglichen Konzeption den für sie bestimmten Raum nicht ausfüllte, zweimal gezeichnet.



Man sieht, der Meister hat das Ziel, das er sich gesteckt, noch nicht erreichen können. Kaum besser ist die Darstellung auf der Scherbe IX, 4 gelungen; erhalten ist der linke Arm und die Hand; zwei ausgeflossene dicke Striche sollen die Oberschenkel und den Beinansatz bezeichnen. Dagegen ist die Darstellung auf der Scherbe IX, 6 besser geglückt; hier ist der erhaltene linke Unterarm nebst Hand schon naturgetreuer wiedergegeben. Dass es den Malern jener Zeit aber möglich war in der Menschendarstellung besseres zu bieten, als die Zeichnungen auf den Petrener Gefässen erwarten lassen, lehrt ein Fund des Herrn Chwoiko[1]); ich reproduziere zinkographisch diese zwei Scherben, weil hier die Menschennachbildung besonders charakteristisch erscheint. Kopf und Beine sind in Profilstellung, der Körper in der Vorderansicht gegeben, ganz wie auf den egyptischen Bildwerken; dass aber nicht an eine Beeinflussung aus den alten Kulturländern hierbei zu denken ist, zeigt die ganze Konzeption der Zeichnung: sie ist ein ganz selbständiges und eigenartiges Produkt. Die Kombination von Seiten- uud Vorderansicht erklärt sich auch hier aus dem Bestreben einer noch auf erster Entwickelungsstufe stehenden Kunstauffassung die einzelnen Körperteile möglichst vollständig zur Darstellung zu bringen; die ersten Dar-

[1]) Chwoiko: Die Ausgrabungen des Jahres 1901. Zapiski der Kaiserl. Russ. Archeol. Gesellschaft V, 2. Taf. III, 2 und 5.

stellungsmittel und die erste Beobachtungskraft beruhen eben überall auf den gleichen Voraussetzungen. Aus diesem Gesichtspunkt begreift es sich, dass die Wiedergabe und Zeichnung von Tieren, ganz wie in den alten Kulturländern am Euphrat und Tigris, auch in der Vasenmalerei von Petreny auf einer wesentlich höheren Stufe steht, als die Menschendarstellung. Die Beobachtung der Natur setzte hier früher ein und führte zu entschieden vollkommneren Resultaten. Wir haben aus Petreny zwei Scherben und ein Gefäss mit Abbildungen von ruhig dastehenden Tieren: Taf. II, 2; XI, 12ª und 13. Auf der ersten ist nur der Oberkörper in Profilansicht, der gehobene, nach oben gebogene Schwanz und ein Teil des länglichen Schädels mit zwei langen aufrecht stehenden Ohren erhalten. Auf den ersten Blick könnte man vermuten, dass hier ein Esel hat dargestellt werden sollen; aber da meines Wissens der Esel im steinzeitlichen Europa unbekannt ist[1]), so darf man wol annehmen, dass der Maler ein Pferd hat zeichnen wollen. Dass das Pferd „in einer kleinen Form" zum Haustierbestand in den analogen Kulturstätten gehört hat, ist durch die Funde festgestellt[2]).

Auf der zweiten Scherbe (Taf. XI, 13) sehen wir den Oberkörper eines Tieres mit vier Füssen, die in Krallen auslaufen, und einem gehobenen, zum Körper hin gebogenen Schwanz; der Kopf ist leider nicht erhalten, und daher erlaube ich mir keine Vermutung darüber, welches Tier hat dargestellt werden sollen.

In glücklicherer Lage sind wir hinsichtlich des Bildes auf dem kleinen Napf (Taf. XI, 12ª); obwol nur der Kopf und der vordere Teil des Rumpfes erhalten sind, ist doch sofort zu erkennen, dass wir die gelungene Darstellung einer Ziege vor uns haben; selbst der gespaltene Huf ist hier — im Gegensatz zu später zu besprechenden Nachbildungen — richtig wiedergegeben. Dass die Ziege fast überall im mittleren Europa in den Ansiedlungen der Steinzeit im Haushalt des Menschen auftritt, sei hier nur nebenbei erwähnt[3]).

---

[1]) Arist. *περὶ τὰ ζῶα ἱστορία* VIII, 25 berichtet, dass es am Schwarzen Meer und in Skythien keine Esel gegeben habe. Diesem Zeugniss gegenüber kommt die Notiz des Arnob. adv. gent. IV, p. 180 nicht in Betracht, dass die Skythen dem Mars Esel geopfert hätten.

[2]) Vergl. J. Palliardi: Die neolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich, Mitt. der prähist. Kommission d. K. Akad. der Wissenschaften B. I, 1897. S. 246.

Über das Pferd als Haustier in neolithischer Zeit in Europa, namentlich auch im Norden vergl. den betreffenden Abschnitt im Werke von M. Much: Die Heimat der Indogermanen[2] 1904. S. 288 folg., woselbst die Spezialliteratur angeführt ist. Von den zwei Pferdearten, die man nach den Zeichnungen in der paleonthologischen Grotte de la Mouthe in der Dordogne (Emile Rivière: Les dessins gravées de la grotte de la Mouthe Bull. de la Société d'Anthrop. de Paris 1901. p. 515) festgestellt, würde unsere Zeichnung dann offenbar die wiedergeben, welche Dr. Capitan im Referat über Munros, An account the prehistoric horses of Europe, in der Revue de l'école d'Anthrop. 1903. p. 206 mit folgenden Worten schildert: un animal assez lourd, à grosse tête à museau large et à queue courte et fournie. Vergl. auch K. Merk: Der Höhlenfund im Kesserloch bei Thayngen Mitt. der antiquar. Gesell. in Zürich 1875. Abb. 63. Das dort auf einer Renntierstange geschnitzte Pferd „zeigt einen verhältnismässig grossen Kopf, sehr stark vorstehende Oberlippe, kurzen bebuschten Schweif..." Much a. a. O. S. 311. Vergl. Annual Report of the Smithsonian Institution for the year 1904, Washington 1905, Dr. J. Cossar Ewart: The multiple origin of horses und ponies, S. 440. Abb. Fig. 1 und 2.

[3]) K. Keller: Die Abstammung der ältesten Haustiere S. 206 folg. lässt die Hausziege aus Asien einwandern. Da sie nachweislich von capra aegagrus, der wilden Bezoarziege, abstammt, die heute noch auf Kreta vorkommt und einst wol auf der ganzen Balkanhalbinsel und im ganzen Süden von Europa heimisch gewesen ist, so ist M. Muchs Opposition (Die Heimat der Indogermanen[2]. S. 250 folg.) gegen Kellers Annahme vollauf berechtigt.

Ausser den drei hier besprochenen Fällen haben die Gefässmaler in Petreny öfters den Versuch gemacht ganze Ornamentstreifen mit Tieren, die sich im Stadium der Bewegung befinden, zu schmücken. Es ist dies derselbe Grundgedanke, der später so häufig in der älteren griechischen Vasenmalerei sich wiederfindet. Mit einer einzigen Ausnahme — Taf. VIII, 1, wo trotz der scheinbaren Krallen an den Füssen offenbar ausschreitende Stiere dargestellt sein sollen[1]) — handelt es in allen Fällen (Taf. IX, 1, 2, 7, 8, 9, 12[b]) um die Abbildung des alten Gesellschafters des Menschen, des Hundes, und zwar des Hundes in Lauf- und Sprungstellung.

Dieser Hund, der sogenannte Torfhund von sehr kleinem Körperbau (canis familiaris palustris), dem wir in Europa zuerst im Haushalt des Menschen begegnen[2]), ist in strenger Profilansicht wiedergegeben; der Maler begnügt sich daher nur ein Vorderbein und ein Hinterbein zu zeichnen; da das Hinterbein nach vorne ausgreift, so ist der Leib sankrückig gebildet; der Kopf erscheint vielfach (Taf. XI, 2, 5, 7) zurück und in die Höhe geworfen. Im Gegensatz zu den Füssen sind beide Ohren stets angegeben. In einem Fall (Taf. XI, 5) ist der Schwanz unten behaart, im Tannenbaummuster gebildet; sonst erscheint er glatt.

Einmal (Taf. IX, 1) hat der Versuch, den gestreckten, raschen Lauf wiederzugeben den Maler dazu geführt, den Hund in einer ganz unmöglichen Körperverschränkung zu zeichnen. Beide Beine, d. h. das dargestellte Vorder- und Hinterbein, sind vorgestreckt und bilden mit dem erhobenen, nach innen gebogenen Schwanz einen Halbkreis, an dessen Mitte sich horizontal der kurze dünne Leib, mit verhältnismässig grossem Kopf, hochstehenden Ohren und spitzer Schnauze ansetzt. Wenn man die übrigen Darstellungen nicht zum Vergleich hätte, so würde man schwerlich erraten können, dass es sich hier um die Nachbildung eines laufenden Hundes handelt. So unvollkommen im Einzelnen diese ersten Versuche, Gegenstände aus der organischen Welt wiederzugeben, auch sein mögen — eines lehren sie doch mit genügender Deutlichkeit: Die Maler haben sich bemüht, direkt die Natur zu beobachten und zu belauschen und in echt jugendlicher Überschätzung ihres Könnens haben sie sich auch gleich an die schwierigste Aufgabe gemacht, die Bewegung lebender Wesen zu fixieren.

In engem Zusammenhang mit der bemalten Keramik steht die Tonplastik; ihr haben wir noch einige Worte zu widmen.

Die Fundergebnisse an Terrakottafiguren in Petreny sind nicht gross; immerhin gestatten sie einige nicht uninteressante Beobachtungen zu machen. Von „Tonidolen“ sind nur zwei, fragmentiert erhaltene, zu Tage gefördert worden (Taf. VI, 15 und 16). Das eine Fragment giebt uns den unteren Teil einer Figur, bei der eine Beintrennung nicht stattgefunden hat; sie entspricht hierin einer Reihe von Figuren, die Chwoiko im Kiewer Gouvernement ausgegraben[3]). Interessanter ist das andere Fragment; der

---

[1]) Das runde Auge, der massige Körper und die Hörner machen dies wenigstens wahrscheinlich.

[2]) Th. Studer: Die prähistorischen Hunde in ihrer Beziehung zu den gegenwärtig lebenden Rassen S. 130. O. Keller: Hunderassen im Altertum, Jahreshefte des östr. archeol. Institutes, 1905, Band VIII, S. 242.

[3]) Chwoiko, die Ausgrabungen des Jahres 1901. a. a. O. Taf, I, Fig. 2, 5. 7.

Oberkörper mit Brustwarzenansatz und zwei an den Schultern durchbohrten Löchern[1]) ist erhalten. Der Körper hat einen braungelben Überzug, auf dem, ganz nach Art der Mykener Tonidole, in violettbrauner Farbe schräg von rechts nach links verlaufende Streifen gemalt sind. Die reichen Spuren „prähistorischer Tätowierung" (wie H. Schmidt[2]) sie nennt), die sich zum Teil auf den Kiewer Figuren, besonders aber auf den Figuren aus der neolithischen Station von Cucuteni[3]) in Rumänien finden, fehlen hier. Ob diese Streifen auf unserer Figur überhaupt als Motive der Körperbemalung, und nicht vielmehr als Nachbildung des Bekleidungsstoffes aufzufassen sind, lasse ich dahingestellt; eine Auseinandersetzung mit den bekannten Theorien von Milani über den Sinn dieser Bemalung würde mich hier viel zu weit führen.

Ausser diesen zwei Idolfragmenten hat der Beisetzungsplatz von Petreny an Tonplastik noch ergeben: den hinteren Teil einer Tierfigur, offenbar eines Stieres oder einer Kuh (Taf. I, 3), den Kopf eines Ochsen mit grossen, geschweiften, weit auseinanderstehenden Hörnern (Taf. VI, 14) von derselben Primigeniusrasse[4]), wie der bekannte Kuhkopf aus Mykenae und die berühmten Rinder auf den Goldbechern aus Vaphio[5]) und dem herrlichen Steintrinkhorn aus Gurnia (im Museum zu Kandia); die vollständig erhaltenen Figuren eines grösseren und eines kleineren Rindes (Taf. VI, 18 u 19) mit fast horizontal auseinanderstehenden kurzen geraden Hörnern, die beim grösseren Exemplar abgestumpft, gleichsam abgesägt erscheinen, und endlich zwei Tonkügelchen und einen Tonknopf in Pyramidenform[6]). Alle diese Gegenstände, die auf Taf. VI, 14—21 zusammen abgebildet sind, lagen auf dem oben erwähnten Beisetzungsplatz von kleinen Dimensionen dicht bei einander. Dass unter diesen wenigen tonplastischen Funden die bildliche Darstellung des Rindes so sehr überwiegt, beruht keineswegs auf Zufall. M. Hoernes hat diese Erscheinung in ihrem Zusammenhang mit der urgeschichtlichen Entwickelung der Kunst eingehender behandelt[7]). Hier genüge der Hinweis, dass diese frühzeitigen, häufigen Nachbildungen des Rindes nicht nur als ein kulturgeschichtlich interessanter Beweis für seine hohe Wertschätzung zu betrachten sind, sondern dass man sie schon in dieser Periode in Beziehung zu bestimmten übersinnlichen Vorstellungen bringen muss, die dann später ihre weitere Ausbildung finden. Dass es sich bei den in den analogen neolithischen

---

[1]) Ob die Löcher zur Befestigung von apart gearbeiteten Armen dienen sollten, muss zweifelhaft erscheinen, da bei den Kiewer Statuetten (Chwoiko a. a. O. Taf. I, 1, 3, 4, 6, 7) sich solche Löcher auch an den Hüftknochen finden, obwohl die Beine hier nicht angesetzt, sondern aus demselben Stück Ton gearbeitet sind

[2]) Zeitschrift für Ethnologie 1903. S. 466.

[3]) Vergl. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa S. 210. Fig. 41—46 und Taf. III, 1—3 und Butzureanu: Bericht über Cucuteni und die Ausgrabungen von Beldiceanu „Antiquités de la Moldavie". Congrès international d'anthropologie 1889. Paris 1891. planche I, II, III.

[4]) Vergl. darüber weiter unten.

[5]) Über die Rassenfrage vergleiche K. Keller: Figuren des ausgestorbenen Ur aus vorhomerischer Zeit, Globus Band 72, S. 341. und Th. Studer: Über die Goldbecher von Vaphio, Mitt. der Naturforsch. Gesell. in Bern 1898.

[6]) Der Gutsverwalter teilte mir mit, dass während des Grabenziehens um den Weinberg ein „Pferdchen" aus Ton gefunden worden sei. Seine Kinder hätten damit gespielt. Leider war dies „Spielzeug" verloren und alles Suchen erwies sich als erfolglos.

[7]) M. Hoernes: Prähistorische Formenlehre, Mitt. der prähist. Komm. der K. Akademie der Wissens. Wien. Band I, 1897, S. 229 und Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa S. 390 folg.

Kulturstätten[1]) so häufig zu Tage getreteten Rindsfiguren nicht etwa um kindliche Spielereien handelt, beweist schlagend ein Fund aus Lengyel[2]): einer dort ausgegrabenen Rindsfigur ist ein symbolisches Zeichen eingedrückt, durch das ihr ohne Zweifel, wie in späteren Zeiten bei griechischen Darstellungen, das Gepräge eines Weihestückes verliehen ist. Man darf also diese primitiven Nachbildungen von Rindern in Petreny und auf den analogen neolithischen Stationen nicht anders beurteilen, als die Massenfunde solcher roher Tierfiguren aus Kupfer oder Bronze in der Grotte des idäischen Zeus oder auf den Plätzen der Brandaltäre in Olympia, die fast ausnahmslos Rinder und Pferde darstellen, und ohne Zweifel der Hera und dem Zeus geopfert wurden.

Wir erhalten hier ein Schlaglicht auf Zusammenhänge, die uns im Folgenden noch weiter beschäftigen werden. Bevor wir ihnen nachgehen können, haben wir noch den Rest der Petrener Funde zu erledigen.

Über die spärlichen Getreidereste und die Steine kann ich mich kurz fassen.

In einem Gefäss fand sich ein Häuflein Körner, das etwa die Hälfte desselben füllte. All' diese Körner waren derart in kohlensaurem Kalk inkrustiert, dass die organischen Stoffe fast vollständig absorbiert waren. Die chemische Analyse, die mein Kollege Prof. der Chemie P. Melikow auf meine Bitte vorzunehmen die Freundlichkeit hatte, führte daher auch zu keinem sichern Ergebnis. Nach seiner und der Ansicht des Professors der Botanik F. Kamensky handelt es sich hier um Hirse (panicum) oder um Sorgum[3]). Da keine Wohnstätten in Petreny aufgedeckt worden sind, so darf dieser Mangel an Getreidefunden weiter nicht in Erstaunen setzen und berechtigt nicht zu der Schlussfolgerung, der Bevölkerung wäre der Ackerbau unbekannt gewesen. Herr Chwoiko, der anologe Stationen im Kiewer Gouvernement ausgegraben hat, betont mit Nachdruck die häufigen Funde von Hirse, Weizenkörnern und Handmühlen[4]).

Was die Steinarten betrifft, zu denen die in Petreny gefundenen Schleudersteine, Hämmer, Messer, Pfeilspitzen und Werkzeuge gehören (vergl. Taf. V u. VI), so hat der Prof. der Geologie, W. Laskarew, die Liebenswürdigkeit gehabt, sie auf meinen Wunsch hin zu untersuchen. Bis auf den feuersteinartigen Glanzschiefer sind sie der geologischen Bildung Bessarabiens fremd, finden sich aber als Schotter und Kiesel in den Flussbetten des Pruth und Dnjestr, in die sie von den Abhängen der Karpathen gespült sind.

Die neolithischen Bewohner von Petreny haben es also nicht allzu weit zu suchen gehabt, um sich das geeignete Material für ihre Werkzeuge zu verschaffen. Immerhin hatten sie dieses Material nicht ganz bequem und nicht in Fülle zur Hand. Vielleicht erklärt sich dadurch, dass die Steinbearbeitung in Petreny im Vergleich zur Keramik so zurücksteht.

Wichtigere kulturelle Aufschlüsse geben uns die Funde an Tierknochen. An den ausgegrabenen Beisetzungs-und Opferplätzen waren Tierknochen recht reichlich vor-

---

[1]) Vergl. z. B. Butzureanu a. a. O. Fig. 18 (aus Cucuteni).

[2]) M. Wosinsky: Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, Taf. XXXIV, Fig. 1.

[3]) Nach Aelian *π. ἰ.* III, 39 haben die später hier wohnenden Skythen und Sarmaten hauptsächlich Hirse angebaut.

[4]) Chwoiko: Die Ausgrabungen des Jahres 1901. a a. O. S. 24.

handen — meistens freilich in derart verbranntem Zustand, dass eine Bestimmung derselben nicht möglich erschien.

Die besser erhaltenen Exemplare sind sorgfältig gesammelt und dem Prof. W. Laskarew zur Untersuchung übergeben worden. Es erwies sich, dass die meisten Knochen von Haustieren, und zwar vom Schaf, von der Ziege, vom Schwein (sus scrofa L.) und Rind (bos taurus L.) stammen.

Da nach dem heutigen Stand der Forschung Südeuropa als Stammland der prähistorischen Schafe zu betrachten ist, so dürfen wir wol die Hausschafe in der neolithischen Ansiedlung zu Petreny als Züchtungsergebnis aus den einheimischen Wildformen[1]) ansprechen. Diese Annahme findet eine Stütze in dem „ziegenähnlichen Charakter der Knochenreste", den Prof. W. Laskarew hervorhebt. Dieser Charakter der Knochen weist auf Muflon und Mähnenschaf hin, und wir werden wol nicht fehl gehen, wenn wir vermuten, dass die wollfliessigen Schafe, die einer asiatischen Rasse angehören, den Bewohnern unserer neolithischen Station noch unbekannt waren. Im Übrigen mag bemerkt werden, dass im Ganzen wenig Schafsknochen in Petreny gefunden sind; es stimmt dies zu der von Much gemachten Beobachtung, dass die Schafszucht erst am Ende der Steinzeit in Europa einen besonderen Aufschwung nimmt, vermutlich wol im Zusammenhang mit der Einführung der wollfliessigen Rasse.

Auch die Ziege gehört bekanntlich schon in früher Steinzeit zum Bestand der Haustiere in Europa. Zu der schon oben behandelten Abbildung einer Ziege auf einem bemalten Napf gesellen sich in Petreny nun auch Funde von Ziegenknochen. Da unsere heutige Hausziege, von der sich dem Knochenbau nach die Ziege der neolithischen Periode in keiner Weise unterscheidet, nach der seit Pallas allgemein verbreiteten Annahme von der wilden Bezoarziege (capra aegagrus) abstammt, so braucht man nicht mit K. Keller[2]) an eine Einführung der domestizierten Ziege aus Asien zu denken. Denn die Bezoarziege kommt heute noch in wildem Zustand nicht nur in Westasien,[1] sondern auch auf Kreta und anderen griechischen Inseln vor[3]). Diese Tatsache macht es in hohem Grade wahrscheinlich, dass die capra aegagrus einst auch auf dem griechischen Festland und darüber hinaus auf der ganzen Balkanhalbinsel verbreitet war — die Bewohner Süd- Europas haben die Hausziege also wol nicht als ein Kulturgeschenk aus Asien empfangen, sondern selbständig die leichte Zähmung der Ziege vorgenommen, deren wirtschaftliche Bedeutung in Europa in prähistorischer Zeit grösser war, als die des Schafes[4]).

Von grösserer Bedeutung für die Bestimmung des Kulturzustandes der neolithischen Ansiedler in Petreny sind die Funde von Schweineknochen und Kiefern. (Taf. V, 26, 27;

---

[1]) Die Annahme von K. Keller: Die Abstammung der ältesten Haustiere S. 189, dass das europäische Hausschaf aus den afrikanischen Wildschafen hervorgegangen, und dass die Einwanderung über Egypten und Westasien erfolgt sei, hat wenig Stützpunkte für sich und wird von M. Much: Die Heimat der Indogermanen[2]. 1904. S. 245 folg. mit Recht bekämpft.

[2]) K. Keller: Die Abstammung der ältesten Haustiere S. 206 folg.

[3]) L. von Lorenz- Liberman: Die Wildziegen der griech. Inseln. Wissenschaft. Mitt. aus Bosnien und Herzegowina B. VI, S. 851.

[4]) Vergl. J. Lippert: Kulturgeschichte der Menschheit, I, S. 504.

VIII, 13). Da man das Schwein nicht bei Steppenbewohnern findet und seine Zucht überhaupt nirgends mit nomadischer Wirtschaftsweise verbunden ist, so lehrt das Vorkommen von Schweineknochen in der neolithischen Station von Petreny ein doppeltes. Einmal dürfen wir annehmen, das der jetzt ganz baumlose Bjeltzer Kreis einstmals ebenso bewaldet gewesen ist, wie Nordbessarabien nachweislich es noch in nicht allzu entfernter Vergangenheit war, und weiter dürfen wir folgern, dass die steinzeitlichen Bewohner von Petreny schon Ackerbau getrieben haben und zu sesshaftem Leben übergegangen waren.

Es sei hier gleich darauf hingewiesen — die Bemerkung wird uns später zu gute kommen — dass trotz des Fehlens des Schweines im Haushalt vorderasiatischer Völker in Schliemanns sogenannter dritter Stadt von Troja sehr häufig Schweineknochen angetroffen worden sind[1]). Die Verhältnisse in diesem Punkte entsprechen also denen, die wir in den neolithischen Stationen in Südeuropa finden. Und weiter erscheint es nicht unnütz hervorzuheben, dass in der ältesten Zeit, aus der wir Zeugnisse besitzen, die Schweinezucht in Griechenland eine hervorragende Rolle spielt, und das Schwein im Kultus und Haushalt zu den wichtigsten Tieren gehört.

Was die in Petreny gefundenen Rindsknochen betrifft, so macht Prof. W. Laskarew darauf aufmerksam, dass sie alle die Spuren starker Zersplitterung zeigen; selbst die grossen Beckenknochen sind in kleine Stücke zerschlagen und mehrere von ihnen sind offenbar bearbeitet gewesen und haben als Werkzeug gedient. Der Umfang der Knochen lässt auf eine grosse Rasse des bos taurus L. schliessen. Wir sind darnach wol berechtigt die Rinder der Station Petreny der gezähmten Primigeniusrasse zuzuweisen, umsomehr als in der neolithischen Ansiedlung aus analogem Kulturkreise zu Szipenitz in der Bukowina ein Rinderschädel vom bos primigenius gefunden worden ist[2]) und die oben angeführten Darstellungen vom Rindereinfangen[3]) auf den Bechern von Vaphio und Gurnia im benachbarten Griechenland gleichfalls auf den bos primigenius als Stammart des dortigen Hausrindes hinweisen. Die von Prof. W. Laskarew bemerkte Zersplitterung der Knochen rührt wol von der Zerlegung der Tiere in kleinere Opferstücke her.

Von wildlebenden Tieren haben sich in grösserer Menge nur die Knochen des cervus elaphus L. gefunden. Sie rühren nach Prof. W. Laskarew, wie auch die Zähne und Geweihreste (Taf. V, 25, 26; VIII, 14) von jungen Exemplaren her, zum Teil von Hirschkälbchen. Ihr häufiges Vorkommen dient gleichfalls als Beweis für die einstige Bewaldung der Gegend.

---

[1]) R. Virchow: Schliemanns Troja S. 355.

[2]) Kaindl: Mitteilungen der Zentral-Kommission für Kunst und hist. Denkmale 1903.

[3]) Vergl. K. Keller: Die Tierwelt in der Landwirtschaft S. 128, 141. Keller geht nur entschieden in der Annahme fehl, dass der Beginn der Zähmung erst in Griechenland erfolgt sei, und dass die mykenischen Künstler diese Domestikation noch im Gange gesehen hätten. Much a. a. O. S. 279 bemerkt dagegen mit vollem Recht, dass schwerwiegende chronologische Gründe gegen Kellers Schlussfolgerung sprechen. Wir finden Reste der gezähmten Primigenius-Rinder schon in der jüngeren Steinzeit, also um ein volles Jahrtausend früher. Ausserdem kann diese Zähmung natürlich nicht mit dem Einfangen ausgewachsener Stiere begonnen haben, wie das auf den Bechern dargestellt ist.

Zum Schluss dieser Übersicht sei noch angeführt, dass unter den Knochenfunden auch die stark verkohlten Reste zweier Mammutknochen festgestellt werden konnten. (Vergl. Taf. VIII, 12). Da die Annahme natürlich ausgeschlossen erscheint, dass das Mammut noch ein Genosse des neolithischen Bewohners Bessarabiens gewesen sei, so müssen diese Funde aus einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. Wir dürfen vermuten, dass diese Knochen — und ihrer giebt es viele im angeschwemmten Alluvialterrain der südrussischen Provinzen — den steinzeitlichen Bewohnern bei irgend welchen Erdarbeiten in die Hände geraten und von ihnen zu allerlei Werkzeugen verwandt worden sind; als solche haben sie dann ihren Platz auf den Beisetzungsstätten gefunden und sind, gleich einer Menge anderen Gerätes, ein Raub der Opferflammen geworden.

Resümieren wir kurz die Schlussfolgerungen, die sich in kultureller Hinsicht aus den Ausgrabungsergebnissen ziehen lassen.

Wir sahen, dass die Bewohner von Petreny, das damals noch keine wald-und baumlose Gegend war, der jüngeren Steinzeit angehören. Es sind sesshafte Leute, die einen, wenn auch primitiven Ackerbau treiben. Die wichtigsten Haustiere — Schaf, Ziege, Schwein, Rind, gehören ihrer Wirtschaft an. Die Bereitung und Politur der Steingeräte und Waffen ist noch wenig vollkommen, dagegen ist die Tonplastik und die Keramik hoch entwickelt—zwar nicht technisch, denn die Töpferscheibe ist ihnen noch unbekannt, wol aber künstlerisch. Die Gefässmalerei zeugt von langer Übung, einem entwickelten Geschmack und hervorragendem Können und sichert dieser sonst rein neolithischen Kultur eine ganz eigenartige Bedeutung.

Gern täte man daher einen Blick in das geistige Leben, in den Vorstellungskreis dieser Bevölkerung. In einem, wenn auch geringen Grade, gestattet dies die interessante Anlage der Beisetzungsplätze. Die Toten werden verbrannt, die Asche wird in Urnen gesammelt und letztere in einem eigens dazu aufgeführten Bau beigesetzt. Dem Geist der Toten, oder den sie beschützenden Göttern werden an gleicher Stätte Brandopfer und Weihgeschenke — Tonidole und Rindfiguren — dargebracht. Aber nicht nur dieses. Es werden noch weitere Gaben niedergelegt: Schleuderkugeln, Steinhämmer und Äxte, Pfeilspitzen, Knochenpfriemen und anderes Hausgerät, Näpfe, Schalen, und Becher. Diese Beigaben, sowie der sorgfältige Bau des Totenhauses weisen darauf hin, dass die Vorstellung noch lebendig war, der Verstorbene bedürfe all' dieser Dinge auch nach seinem Tode. Diese Vorstellungen sind uns bei Totenbestattung geläufig; sie überraschen einigermassen bei Leichenverbrennung. Eine Erklärung der eigentümlichen Petrener Beisetzungsart lässt sich nur in der Annahme finden, die Bevölkerung habe in früherer Zeit die Beerdigung der Toten gekannt und geübt. Der Brauch, Gegenstände des täglichen Lebens mit zu der Aschenurne zu legen, ist demnach als eine der häufigen „surwiwals" zu betrachten.

Gerade in dieser Beziehung bieten die homerischen Schilderungen der Bestattungsfeierlichkeiten der vor Troja gefallenen Helden und die Mileter Brandgräber auf der Insel Beresan lehrreiche Analogien[1]). Obgleich auch hier die Asche in Urnen beigesetzt

[1]) Die von W. Dörpfeld vorgetragene Theorie (auf dem ersten internationalen Archeologenkongress in Athen, April, 1905, vergl. Comptes rendus du Congrès Intern. d'Archéol. Athènes 1905 p. 161. folg.), die Griechen hätten

wird, haben die Angehörigen doch nicht unterlassen, Spinnwirtel und Münzen, Netzbeschwerer, Angelhaken, Messer, Lämpchen und dergl. mehr neben die Urne zu stellen. Trotz des Überganges zu neuen religiösen Anschaungen hält die Masse zäh an traditionell geübten Bräuchen fest, obwol sie jeden realen Sinn verloren haben. Ganz ebenso haben wir uns den Entwickelungsgang bei der steinzeitlichen Bevölkerung in Petreny zu denken. Dass dies nicht nur eine theoretische, wenn auch unzweifelhaft richtige Konstruktion ist, lehrt folgende Tatsache. Herr Chwoiko hat bei den zahlreichen Aufdeckungen analoger Beisetzungsplätze im Kiewer Gouvernement nicht selten halbverbrannte, und bisweilen auch (2—3 Fälle auf hundert [1]) — unverbrannte Skelette gefunden. Leider berichtet er nicht, ob sich durch die Beigaben feststellen lässt, dass diese Skelettgräber einer verhältnismässig früheren Epoche angehören, als die gleich konstruierten Beisetzungsplätze für Aschenurnen. Wir können übrigens auf diesen Nachweis verzichten — die Logik der Tatsachen spricht deutlich genug. Wichtig nur ist, als Bestätigung der oben gegebenen Ausführungen die Feststellung des Faktums, dass in einigen der absolut gleich gebauten Totenhäuser bestattete Leichen gefunden sind. Dass diese, nur noch vereinzelt vorkommende Bestattung von der Leichenverbrennung abgelöst worden ist, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. —

Ich denke die hier geschilderte Kultur und ihre Träger sind interessant genug, um die weiteren Fragen aufzuwerfen: erstens, ist diese eigenartige Kultur von aussen beeinflusst oder hat sie sich selbständig entwickelt, lassen sich ihre Spuren verfolgen, und zweitens, können die Träger derselben ethnologisch näher bestimmt werden?

Kap. III.

Das Verbreitungsgebiet der neolithischen bemalten Keramik und die ethnologische Einreihung der Vertreter dieser Kultur.

Um auf die erste Frage eine befriedigende Antwort zu finden, ist es vor allem erforderlich zu untersuchen, wie weit das Ausdehnungsgebiet dieser Kultur reicht. Als charakteristisches Kriterium zu ihrer Abgrenzung von der entsprechenden Kultur anderer steinzeitlicher Stationen hat neben der eigentümlichen Anlage der Beisetzungsplätze und Wohnstätten vor allem das Vorkommen der oben ausführlich behandelten bemalten Keramik zu dienen. Denn es scheint absolut ausgeschlossen, dass sich in einem geographisch zusammenhängenden oder nicht weit auseinander liegenden Gebiet diese eigen-

---

stets die Leichen zuerst gebrannt oder gedörrt und dann beerdigt, kann ich nicht teilen. Die Jonier verbrennen ihre Leichen, aber sie haben nach den „surwiwals“ in früherer Zeit die Bestattung gekannt. Die Attiker, wie die Dorer, begraben ihre Leichen; sobald in den ionischen Schwarzmeerkolonien der attische Einfluss prävaliert, vollzieht sich wieder der Übergang zur Bestattung. Dies in Kürze das Resultat, zu dem ich durch langjährige Ausgrabungen gelangt bin. Dass wir auch in Attika später Verbrennung finden, — obwol sie da nie vorherrscht — hängt einzig und allein von den Vorstellungen über das jenseitige Leben ab, die auch dort natürlich bei einem Teil der Bevölkerung wenigstens einem Wechsel unterliegen, seit das attische Reich den verschiedensten Kultureinflüssen ausgesetzt ist. Der Bestattungsmodus ist überall und immer durch die Jenseitsvorstellungen bedingt — dieses Moment hat Dörpfeld ganz ausser acht gelassen.

[1]) Chwoiko: Zeitschrift für Archeologie des südlichen Russlands № 4—5, 1904, p. 223.

artige Keramik sich gleichzeitig an mehreren Orten ganz selbständig entwickelt haben sollte. Finden wir auf einem solchen Gebiet an den verschiedenen, auch nicht direkt benachbarten Stationen Gefässe von verwandten Formen, die in gleichen technischen Verfahren mit ähnlichen, in ihren Grundprinzipien sich entsprechenden Dekorationsmotiven geschmückt sind, so haben wir das volle Recht enge kulturelle Zusammenhänge und Beeinflussungen anzunehmen. Die Verwandtschaft des kulturellen Niveaus der Bewohner verschiedener steinzeitlicher Stationen berechtigt uns aber noch nicht ihre ethnologische Identität oder Verwandtschaft zu stipulieren: um diese wahrscheinlich zu machen, bedarf es immer noch weiterer Momente. Im allgemeinen lässt sich aber doch wol sagen: so denkbar der Fall ist, dass ein Stamm von einem fremden ihm benachbarten, dessen kulturelle Errungenschaften auf dem Gebiet des Ackerbaues, der Keramik, der Steinbearbeitung u. s. w. übernimmt, so erscheint doch die ethnologische Verschiedenheit der Bewohner weiter auseinanderliegenden neolithischer Ansiedelungsplätze wenig glaublich, wenn wir ausser der Gleichheit kultureller Gebrauchsgegenstände aus den analogen Bestattungsriten auf eine Gleichheit der übersinnlichen Vorstellungen schliessen dürfen.

Nach diesen wenigen Vorbemerkungen wollen wir zunächst das Verbreitungsgebiet der oben geschilderten Kultur zu umgrenzen suchen.

1) Beginnen wir von Osten. Es ist im Verlauf dieser Untersuchung schon häufig darauf hingewiesen worden, dass von Herrn Chwoiko eine durch die Anlage der Begräbnissplätze, die Fundobjekte und die Keramischen Erzeugnisse ganz entsprechende Kultur aufgedeckt ist[1]); zum Teil ist sie wol älter, wie die Skelettgräber beweisen, und die bemalte Keramik steht in Petreny auf einer höheren Entwickelungsstufe; aber die enge Verwandtschaft ist nicht zu verkennen. Das Gebiet, auf dem Herrn Chwoiko die Reste dieser Kultur festzustellen gelungen ist, erstreckt sich vom Flusstal der Desna im Osterschen Kreise des Gouvernement Tschernigow durch alle Kreise des Kiewer Gouvernement, umfasst noch den daran grenzenden Teil des Gouvernement Cherson und zieht sich dann weiter durch Podolien hin nach Westen zu [2]). Es ist dies, wie man sieht, ein grosser zusammenhängender Landkomplex.

Unser Ausgrabungsgebiet in

2) *Bessarabien* [3]) bildet dann gleichsam die Brücke zu den analogen Ansiedelungsplätzen im Westen, zunächst in

3) *Galizien*. Hier sind an verschiedenen Punkten analoge Begräbniss oder Beisetzungsplätze und Wohnungen aufgedeckt.

---

[1]) Neuerdings hat auch Herr N. Bieljaschewsky erfolgreiche Ausgrabungen im Gebiet dieser Kultur vorgenommen. Vergl. die Sitzungsberichte des XIII russ. archeol. Kongresses in Jekaterinoslaw, August, 1905.

[2]) Th. Volkov hat auf der Karte, die seinem Aufsatz: L'industrie prémycénienne dans les stations néolitiques de l'Ukraine (Matériaux pour l'Ethnologie ukraïno-ruthène VI, 1905) beigegeben ist, im genannten Gebiet 18 Fundstellen dieser Kultur verzeichnet. In Wirklichkeit ist die Zahl grösser.

[3]) Ausser in Petreny ist nach brieflicher Mitteilung des Herrn W. Demjanowitsch auch auf dem Gute Zcargrad, (Station Drokija) eine entsprechende Ansiedlung entdeckt worden. Fundproben jetzt im Odessaer Museum. Die Keramik ist mit der Petrener identisch.

a) in Bilcze-Zote. G. Ossowsky [1]) hat in einer Reihe von Publikationen die Resultate der Erforschung von „Gräbern mit Leichenbrand bzw. symbolischen Bestattungen“ veröffentlicht [2]). Die auf den seiner Arbeitbeigegebenen Tafeln abdeteg benil Sachen entsprechen vollkommen den Funden in Petreny. Einige (vergl. Zbiór XVI, Taf. III, 2 = Taf. VI, 1. bei mir) sind direkt identisch.

b) in Horodnica am Dniestr. Koperniki [3]) und Przybyslawski [4]) haben die Funde z. T. publiziert und die Ausgrabungsberichte geliefert. Die bei diesen Ausgrabungen zu Tage geförderten Gegenstände werden im Lemberger Museum aufbewahrt; der Vermittelung des Dr. v. Schneider und der Liebenswürdigkeit des Grafen Lankorónsky verdanke ich den Besitz einer Reihe von ausgezeichnet ausgeführten Photographien. Zum Teil ist die Keramik von Horodnica technisch sowol, als auch in den Dekorationsmotiven vollständig mit der von Petreny übereinstimmend: so z. B. sind dort Vasen gefunden, die auf lichtgelben Tongrund in roter Farbe aufgemalte Winkelbänder, Spirallinien und ähnliche geometrische Dekorationen haben. Daneben finden sich freilich Nüancen, die der Petrener Gefässmalerei fremd sind; wir haben aus Horodnica Gefässe, die auf lichtgelben oder rotgelbem Grund in *weiss* und braunrot ausgeführte Bogen- und Spiralornamente tragen. Wie oben dargelegt, fehlt das „Weiss“ als Malfarbe in Petreny; aber der „technische Grundgedanke“ ist natürlich auch dort „die Verwendung der weissen Farbe auf der monochromen, polierten Gefässfläche“ [5]); nur hat sich die Keramik von Petreny schon um einen Schritt weiter von diesen Grundgedanken entfernt, wie die von Horodnica, die in der Anwendung der weissen Malfarbe bei polychromer Technik dem ursprünglichen Grundprinzip noch näher steht. Ausser den beiden genannten sind in Galizien noch eine Anzahl analoger neolithischer Stationen entdeckt worden, so in c) Wasilkow, d) Diwier, e) Sudostow, f) Wierzchniakowice [6]) g) Czortoviec, h) Kapuściúce i) Badzykowce u. s. w. [7]). Nach den mir vorliegenden Photographien aus dem Lemberger Museum und dem Gräflich Dgiedúszyckischen Privatmuseum in Lemberg sind die Fundobjekte aus diesen drei letzteren Orten den Petrener vollständig analog. So hat z. B. eine Schale aus Kapuściúce eine ganz gleiche Innenzeichnung wie die hier auf Taf. VI, 10 abgebildete; ein Napf aus Czortoviec entspricht in Form und Ornament gleichfalls den in Petreny gefundenen. Ich füge noch hinzu, dass im Gräflich Dgiedúszyckischen Museum aufbewahrt werden: eine Stierfigur aus

---

[1]) Im Zbiór Wiadomości do Anthropologii Krajowej, Band XV. 1891. Taf. IV. u. V, Band XVI, 1892, Taf II — V, Band XVIII, 1895, Sprawozdania Czwarte po Galiciyi.

[2]) Ossowsky spricht bei Bilcze-Zote nur von der Aufdeckung von Beisetzungsstätten. Nach einer mir mündlich von M. Hoernes gemachten Mitteilung sind dort auch Ansiedelungen gefunden worden.

Vergl. im Übrigen Wlad. Demetrykiewicz: Vorgeschichte Galiziens in „Oestreich-Ungarn in Wort und Bild“. Band Galizien S. 118 folg. M. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 213 folg.

[3]) Zbiór, Band VIII, 1889 „Wzozynáczyn z Horodnicy“ Taf. I.

[4]) Zbiór, Band III, 1879.

[5]) Vergl. oben. S. 70.

[6]) Über die bemalten Gefässe aus den genannten Fundstellen vergl. I. L. Pič: Čechu předhistorické I, S. 107. 108.

[7]) Vergl. die Karte von Volkov in den Matériaux pour l'Ethnologie ukraïno-ruthène Band VI, 1905, wo die zahlreichen Fundstätten namentlich zwischen Czernowitz und Ternopol vollständig aufgeführt sind.

Terrakotta (Horodnica), ein absolut den Kiewern entsprechendes Tonidol ohne Beinteilung (aus Bilcze-Zote), im Lemberger Museum ein vollständiger, bemalter „Binocle-Untersatz“ (aus Kapúsciúce) und ein gleicher Untersatz, nur fragmentiert, (aus Horodnica).

Die Übereinstimmung in den Fundobjekten sowie in der Anlage der Wohnungen und Begräbnissplätze unterdrückt jeden Zweifel, nicht nur an der Identität der durch die Funde repräsentierten Kultur mit der im Süden Russlands aufgedeckten, sondern auch an dem engen ethnologischen Zusammenhang der steinzeitlichen Bevölkerung in beiden Gebieten [1]). Weiter nach Westen finden wir die gleiche Kultur mehrfach in

IV. *Ungarn und Siebenbürgen.*

a) in Lengyel, Komitat Tolna, an der rechten Donauseite südlich von Budapest [2]). Auch hier ist eine Keramik aufgedeckt, die der von Petreny nahe verwandt ist. Das Dekorationssystem ist geradlinig oder spiralförmig, und die Ornamente sind in roter oder gelber Farbe entweder auf schwarzgrauem Tongrund oder einem stumpfen, gelblichen Überzug aufgemalt. Die Tonbereitung und der Brand stehen nicht auf der gleichen Höhe wie in Petreny. Speziell erwähnenswert sind Scherben, die „grellrot“ auf „mattrotem“ Grunde ein Spiralornament haben [3]): wir können damit die auf Taf III, 9 abgebildeten Scherben in Parallele setzen. Sie stammen aus einer „Herdgrube“; die sonst aus der umwallten Ansiedlung von Lengyel zu Tage geförderten Gegenstände sind in Skelettgräbern mit „liegenden Hockern“ [4]) gefunden worden. Das Grabinventar ist steinzeitlich; die winzigen Perlen aus reinem Kupfer, die als Beigabe in einem Grabe lagen, können das Allgemeinbild natürlich nicht verschieben. Die Keramik spricht deutlich für eine Beeinflussung der Lengyeler Station durch die uns hier interessierende Kultur. Ob noch nähere Zusammenhänge in ethnologischer Beziehung anzunehmen sind, scheint bei der Verschiedenheit der Bestattungsart fraglich; es sei denn, wir dürften für die Bewohner von Lengyel ein Festhalten am Brauch, die Leichen zu begraben, voraussetzen, während dieser Brauch in den mehr östlichen Stationen durch die Verbrennung ersetzt war. Sehr wahrscheinlich ist eine solche Voraussetzung nicht. Weiter haben wir Spuren der gleichen Kultur in

---

[1]) Nach W. Demetrykiewicz a. a. O. S. 118 fällt in Ostgalizien das Verbreitungsgebiet der oben beschriebenen bemalten Keramik mit jenem der galizischen Steinkistengräber zusammen, in denen „liegende Hocker“ mit Beigaben von Feuersteinwerkzeugen, kupfernen, mitunter *Bronzeschmucksachen*, und Tongetässen mit eingeritzten und dann mit weisser Masse ausgefüllten Verzierungen bestattet sind. Bereits Much a. a. O. S. 87 stellt die Alternative: entweder erweisen die Bronzesachen sich als Kupfergegenstände, oder sie sind überhaupt nicht in Verbindung mit jenen Gefässen zu bringen, da an anderen Fundorten mit derartig bemalten Tongefässen die Bronze fehlt. Die Alternative ist unnütz. Schon die keramischen Funde in den Steinkistengräbern lehren, dass sie einer anderen Bevölkerung angehören; das gefundene Kupfer, die Bronzesachen und die vollendete Ausführung der Feuersteinwerkzeuge weist auf eine spätere Zeit. Also die Repräsentanten der Steinkistenkultur sind in Galizien erst eingerückt, als die Bevölkerung, mit der wir es zu tun haben, das Land bereits verlassen hatte. Die gleiche Schlussfolgerung ergiebt sich ja auch aus der verschiedenen Bestattungsart.

[2]) M. Wosinsky: Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel I — III; Budapest. 1888 folg. Die Funde befinden sich im Tolnaer Komitatsmuseum zu Szegzárd.

[3]) Wosinsky: a. a. O. I. Teil S. 13. Taf. IV, Abb. 8, 10.

[4]) H. Schmidt: Zeitschrift fur Ethnologie 1904. S. 637. Much: „Die Heimat der Indogermanen[2]“ 1904, S. 88. Virchow spricht von den „schönen Arierskeletten“ aus Lengyel.

b) Tordoš, bei Broos, Komitat Hunyad, am südlichen Ufer des Maros in Siebenbürgen [1]). Die Funde von Tordoš stammen aus Ansiedelungsplätzen; die zugehörigen Grabstätten fehlen noch, wie H. Schmidt mitteilt; systematische Ausgrabungen sind an Ort und Stelle nie gemacht worden.

Die Fundstücke zeigen, wie das „bei einer Fundstelle von so grosser Ausdehnung und so bedeutender Mächtigkeit der Kulturschicht" nach Voss als selbstverständlich erscheint, „einen verschiedenen Charakter und gehören verschiedenen Zeiten an". Das Fundmaterial muss daher einer besonders strengen kritischen Sichtung unterzogen werden, ehe man daran gehen kann, Schlüsse daraus zu ziehen. Die Grundlage für die Kritik hat hier, wie bei allen neolithischen Stationen, die Keramik abzugeben; auf sie hat H. Schmidt sich in seiner interessanten Abhandlung über Tordoš vor allem gestützt. Indem ich auf diese Arbeit verweise, begnüge ich mich hier damit hervorzuheben, dass wir unter den verschiedenen Gefässgruppen, die in Tordoš zu Tage gefördert sind, zwei finden, die uns gestatten, die Fundstelle von Tordoš in kulturelle Parallele mit Tripolje, Petreny und den angeführten Ausgrabungsfeldern in Galizien zu setzen.

Es sind dies einmal Gefässe mit eingetiefter Spiralornamentik, von denen aus Tordoš selbst freilich wenige Beispiele erhalten sind (vergl. bei Voss a. a. O. Fig. 9, 11), die aber in den nicht allzuentfernten neolithischen Stationen bei Csáklya, Vládhazo-Kakova, Vajasd [2]) in grösserer Menge gefunden sind und in ihrer Dekorationsweise eine auffallende Analogie zu den Gefässen aus dem Tripoljer Gebiet im Kiewer Gouvernement bilden.

Dann aber ist auch die bemalte Keramik in Tordoš vertreten. Leider sind nur Scherben vorhanden, sodass man über die Formen der Gefässe zu keinem abschliessenden Urteil gelangen kann; aber die technische Herstellung — Tonbereitung und Brand — der mehrfach zu konstatierende weisse Überzug als Untergrund für die Malerei, und die in roter und violett-brauner Farbe aufgemalten Linien-und Spiralmuster [3]) zeigen die nahe Verwandtschaft dieser Keramik mit der von Petreny. Wir können also Tordoš, das ja bekanntlich mit Troja in engen Zusammenhang gebracht wird [4]), unbedenklich dem uns hier interessierenden Kulturgebiet zuzählen.

Dasselbe erstreckt sich dann noch südlicher nach Siebenbürgen hinein;

c) der Priesterhügel bei Brenndorf, Komitat Kronstadt und

---

[1]) Vergl. A. Voss: Siebenbürgische und bosnische Funde. Zeitschrift für Ethnologie, 1895. S. 125. W. Dörpfeld: Troja und Ilion S. 327. M. Hörnes: Urgeschichte der bild. Kunst in Europa, S. 216 und vor allem H. Schmidt: Tordoš, Zeitschrift für Ethnologie 1903. S. 438 — 469.

Die Hauptmasse der Funde befindet sich im Universitätsmuseum zu Kolozsvár. Proben habe ich im Museum für Völkerkunde zu Berlin gesehen.

[2]) Aufbewahrt sind diese Funde in der prähistorischen Sammlung der Direktion des fürstl. Bethlenisch Reformierten Kollegiums zu Nagy-Enyed und z. T. publiziert von H. Schmidt, a. a. O. S. 446. Fig. 24 a-e, Fig. 25.

[3]) Vergl. bei H. Schmidt a. a. O. die Abbildungen auf Seite 449. № 28, 29, 30a, 30b, 30c.

[4]) Siehe die oben angeführte Litteratur.

d) Erôsd, am rechten Altufer, Komitat Harómszék repräsentieren zwei wichtige Ausgrabungsfelder, die von Julius Teutsch aufgedeckt sind[1]). Von den verschiedenen Gefässgruppen, die hier gefunden sind, interessieren uns hier vor allem die bemalten Gefässe. Nach den Ausführungen von Teutsch und H. Schmidt[2]), der in Anordnung und Charakteristik des Materials mehrfach nicht unwesentlich von Teutsch abweicht, lassen sich bei dieser bemalten Keramik noch mehr Untergruppen unterscheiden, als dies bei den Petrener Gefässen der Fall ist. In eine ausführliche Behandlung aller dieser Gruppen einzutreten, würde hier zu weit führen; es genüge der Hinweis, dass eine derselben, (II e, bb. bei Schmidt) bei der das ganze Gefäss mit weisser Farbe überzogen, und auf diesem Malgrund in schmalen, mattschwarzen Streifen und Linien das Muster aufgetragen ist[3]), technisch und stilistisch mit der entsprechenden Art der Petrener Keramik eng verwandt erscheint.

Das in Rede stehende Kulturgebiet wird erweitert durch die Aufdeckung einer analogen Station in

V. der *Bukowina*, bei Schipenitz im Pruthtale[4]). Auch hier ist es in erster Linie die bemalte Keramik, welche die Schipenitzer Funde mit denen in Petreny in Parallele zu setzen gestattet. Die Tonbereitung ist im Ganzen gröber, der Brand nicht so hart; aber die Gefässformen und die Dekorationsweise bieten viele Analogien. Auch hier haben wir dasselbe Prinzip der Benutzung eines weissen Überzuges als Malgrund für die Ausführung der Linear-und Spiralornamente in matten Farben. Einige der im Wiener Hofmuseums befindlichen Gefässe aus Schipenitz stimmen derart in ihrem Ornamentsystem mit dem der Petrener Vasen überein, dass an einem engen Kulturzusammenhang nicht zu zweifeln ist. Das gleiche gilt von den Funden in

VI. Rumänien, wo in a) Cucuteni, b) Siret (Sereth)[5]) und c) Radošeni[6]) ganz analoge neolithische Stationen aufgedeckt sind. Die Keramik weist eingeritzte und aufgemalte Verzierungen auf, sowol geradlinige, als auch Spiralmuster. Ebenso ist die Tonplastik (Stierfigur, weibliches Idol) nahe verwandt.

Das Verbreitungsgebiet der Gefässmalerei erstreckt sich dann auch weiter nach Nordwesten; so hat Palliardi[7]) in

---

[1]) J. Teutsch: Mitt. der antropol. Gesellschaft, Wien 1900. S. 193 folg. u. Mitt. der prähist. Kommission der K. Akademie der Wiss. Wien 1903. Die Sammlung Teutsch kenne ich nicht durch Autopsie. Proben habe ich im Wiener Hofmuseum gesehen.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 145. 1904. S. 637.

[3]) Teutsch a. a. O. S. 26. Fig. 136—142.

[4]) Szombathy: Jahrbuch des Bukow. Landesmuseums, 1894. „Prähistorische Recognoszierungstour nach der Bukowina im Jahre 1903". Romstorfer. Mitt. der K. K. Zentralkommission, Band 19, Notiz 135, S. 243. M. Hœrnes: Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 214. Die Funde von Schipenitz werden im Wiener Naturhist. Hofmuseum aufbewahrt, wo ich sie im Jahre 1903 unter liebenswürdiger Führung von M. Hœrnes habe besichtigen können.

[5]) Vergl. Butzureano: Congrès international d'Anthropologie 1889. Paris 1891. p. 299 folg. Bericht über Cucuteni und die Ausgrabungen von Beldiceanu in Siret „Antiquités de la Moldavie".

[6]) Archiva Societatii stiintifice si literare dui Jasi I, 257 folg. Hœrnes: Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 210 folg.

[7]) I. Palliardi: Die neolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederöstreich, Mitt. der prähist. Kommission d. k. Akademie. Band I, S. 237. Abb. 26—28. S. 252. Taf. IV. Abb. 8, 9, 11. Taf. V. Abb. 2.

VII. Mähren und Niederöstreich in rein steinzeitlichen Ansiedelungen Gefässe aufgedeckt, die ausser einer glänzenden schwarzen Politur eine formenreiche Bemalung mit weissen, gelben, hell und dunkelroten, und dunkelbraunen Erdfarben zeigen. Die Dekoration besteht aus Horizontal-und Zickzackbändern, Gittermustern, dreieckigen Flächen, und wenn auch seltener, gehört auch die Spirale zu den Bestandteilen der Ornamentik.

So weit man nach den Abbildungen urteilen kann, sind ja in Ton und Politur die Gefässe aus Mähren gewisse lokale Eigentümlichkeiten und Differenzen von der uns hier beschäftigenden Keramik nicht zu verkennen: aber die Grundprinzipien des Dekorationssystems sind die gleichen und ein gewisser Kulturzusammenhang ist daher auch hier nicht in Abrede zu stellen.

In einem weit näheren Verwandtschaftsverhältnisse zu der in Süd-Russland, Galizien, Ungarn, der Bukowina und Rumänien aufgedeckten Kultur steht ein Fundgebiet südlich vom Balkan;

VIII. In Ost-Rumelien bei Tell-Racheff, nordöstlich der Stadt Jamboli sind im Jahre 1900 von G. Seure im Auftrag der französischen Schule zu Athen Ausgrabungen begonnen und im folgenden Jahr vom französischen Konsul in Philippopel, Degrand, im Auftrag der Pariser Akademie fortgesetzt worden. Jerôme[1]), der eine Sammlung von Funden von diesem Ausgrabungsplatz angelegt hat, glaubt, es handle sich hier um die Aufdeckung „einer Töpferwerkstatt". Ich kann die Vermutung nicht unterdrücken, dass wir es mit einer Beisetzungsstätte, ähnlich wie in Petreny, zu tun haben. Die massenhafte Anhäufung von keramischen Erzeugnissen auf einem eng begrenzten Raum, die an diesen Beisetzungsstätten sich findet, kann leicht den Gedanken an eine Töpferwerkstatt hervorrufen. Doch wie dem auch sei, die in dieser neolithischen Station gefundene bemalte Keramik ist der Petrener jedenfalls nahe verwandt. Die Gefässe haben, wie die zahlreichen Abbildungen bei Jérome zeigen, häufig einen weissen Überzug, der als Untergrund für die Malerei dient. Diese ist meist in dunkelen Farben ausgeführt und bietet eine Vereinigung von Horizontal-und Vertikalmustern mit der Spiralornamentik, in Dekorationsmotiven, die lebhaft an die in Petreny gebräuchlichen erinnern[2]).

Ich unterbreche hier die Aufzählung der Fundstellen, da es sich zunächst empfiehlt, der Frage über die Herkunft dieser bemalten Keramik und die Beeinflussung

---

[1]) Jerôme: L'époque néolithique dans la vallée du Tonsus. Revue archéol. 1902, 2, p. 328 und Kosmos 1901. № 834, 835.

H. Schmidt: Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 644.

[2]) In gewissem Sinn erstreckt sich diese Kultur noch auf Bosnien (Butmir; Radimsky: Die neolithische Station von Butmir), Serbien (a. Miloje W. Vassits: Die neolithische Station Jablaniza. Braunschweig 1902; b. Barajewo bei Belgrad, vergl. P. Reinecke: Die süd-östl. Grenzgebiete der neolith. bandverzierten Keramik. Korresp. Bl. der Deutsch. anthropol. Gesellschaft 1900, S. 11), die Moldau (Baiceni; vergl. I. S. Pič: Čechy předhistorické I; M. Much: Heimat der Indogermanen² S. 90) und Niederöstreich (Theresienhöhle zu Duino bei Triest. vergl. Szombathy: Mitt. der prähist. Kommission der K. Akad. der Wissenschaft. 1887, № 1, S. 12. Die Höhle von Grabowitza bei Triest; vergl. C. Marchesetti: Atti del Mus. Civ. di storia naturale VII, 1890). Bemalte Keramik ist in diesen steinzeitlichen Stationen nicht gefunden worden, wol aber sind in ihnen allen Gefässe zu Tage getreten, die mit eingetieften oder plastisch aufgelegten Spiraldekorationen versehen sind, und desgleichen spiralgeschmückte weibliche Idole und Rinderfiguren (Butmir, Jablaniza), die in mancher Beziehung eine Analogie zu den Tripoljer Funden bilden.

der hier geschilderten Kultur durch andere, früher entwickelte Zentren kulturellen Lebens, näher zu treten. Das bisher genannte Material war mehr oder weniger vollständig den Mitforschern zugänglich, und sie haben nicht verfehlt, daraus ihre Schlussfolgerungen zu ziehen. Ganz wie seiner Zeit das unvermutete Auftreten der Spiraldekoration in der Keramik von Butmir M. Hoernes in seinem bekannten Werk über die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa zu der Annahme veranlasste, dass wandernde Arbeiter aus der Ferne, also etwa, wenn auch nicht unmittelbar, aus Griechenland dieses Dekorationssystem nach Bosnien verpflanzt hätten, so hat auch die überraschende Entdeckung einer bemalten Keramik in steinzeitlicher Kultur zunächst zur Vermutung geführt, dass sie aus fremdländischen Einflüssen abzuleiten sei. Man ging vom Gedanken aus, dass dem künstlerischen Empfinden und dem technischen Können einer reinen Steinzeit eine derartige Malweise und eine so vollendete Dekorationskombination nicht zugetraut werden dürfe; und da nun andererseits eine gewisse Verwandtschaft dieser Keramik mit der mykenischen unverkennbar war[1]), so suchte man ihr Auftreten in der neolithischen Kultur des Donau-Dnjeprgebietes durch mykenische Einwirkungen zu erklären. Mehr oder minder präzis haben sich in dem Sinne die Gelehrten ausgesprochen, denen wir die Veröffentlichung der Funde in den oben genannten steinzeitlichen Stationen verdanken. So sieht Wosinsky[2]) in der Technik der Malerei sowie in der Spiralornamentik der Gefässe von Lengyel Einflüsse der mykenischen Kultur, Ossowsky[3]) führt die Gefässformen der von ihm behandelten östlichen galizischen Stationen, sowie die Bemalung und die technische Vollendung der Tonbereitung und des Brandes auf Einflüsse der griechischen Keramik zurück, und ganz ähnlich urteilt über die Funde in Bosnien, der Bukowina und Rumänien Palliardi[4]), der sie in Zusammenhang mit der mykenischen Mattmalerei setzt, während er die bemalte Keramik Mährens aus Ungarn ableitet. Zaborowski[5]), der die südrussischen Funde mit Berücksichtigung der ostgalizischen bespricht, weist gleichfalls auf die Parallele mit der mykenischen Keramik hin und stellt den einheimischen Ursprung der bemalten Keramik in den genannten Fundgebieten schon darum in Abrede, weil ihr Auftreten eine gleichsam ephemere Erscheinung bildet und in spätere Kulturepochen nicht mehr hineinreicht.

Auch Volkov[6]), der nebenbei bemerkt, ebenso wie Palliardi mit Recht einen gewissen Unterschied in der bemalten Keramik der westlichen und mehr östlichen neolithischen Stationen konstatiert, spricht die Vermutung aus, dass diese, mykenischen Charakter aufweisende, polychrome Keramik in dem rein neolithischen Kulturgebiet Verbreitung gefunden hätte durch die Einwanderung einer Bevölkerung, die Stil und Technik mitgebracht.

---

[1]) Vergl. Butzureano: Congrès international d'anthropologie 1889. Paris 1891, p. 299. folg. „Il y a des analogies frappantes entre les types de Coucouteni, de l'Archipel, *des Mycènes*, d'Hissarlik".

[2]) M. Wosinsky: Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel. I. Heft. 1888.

[3]) Zbiór Wiadomości etc. Band XV, 1891.

[4]) Palliardi: Mitt. der prähistorischen Kommission der K. Akad. der Wissenschaft. I, 4. 1897. S. 237 folg.

[5]) Zaborowski: Bullet. de la société d'anthropol. de Paris 1900. p. 451.

[6]) Th. Volkov: Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique à Paris 1900. p. 401.

Teutsch[1]) spricht bei der Veröffentlichung seiner Funde aus Siebenbürgen von „barbarischen Nachahmungen der mykenischen Malerei, die schon in der jüngeren Steinzeit ihre Ausstrahlungen bis nach Mähren und Niederöstreich hatten“ und führt das Erscheinen dieser Nachahmungen auf eine Einwanderung von Händlern und Gewerbetreibenden zurück, die von Süden her über den Balkan ihren Weg in die genannten neolithischen Stationen gefunden hätten. Nur Chwoiko[2]) hielt in seinen ersten Publikationen über die Tripoljer Kultur am einheimischen Ursprung dieser polychromen Keramik fest; aber durch seine „Slavenhypothese“ verbaute er sich die Möglichkeit zu einer befriedigenden Lösung der uns hier interessierenden Frage zu gelangen.

Auf dem Charkower Archeologenkongress im August 1902 habe ich, wie bereits oben erwähnt, in einem Vortrag über die Ausgrabungen in Petreny meine von der bis dahin herrschenden Meinung abweichende Anschauung in dieser Frage zu begründen gesucht. Ich freue mich jetzt konstatieren zu können, dass ganz unabhängig hiervon Hubert Schmidt[3]) und M. Much[4]) fast gleichzeitig dieser Meinung gleichfalls entgegengetreten sind. Die Bedenken, die sich gegen diese „Ausstrahlungstheorie“ der mykenischen Keramik auf die Länder jenseits des Balkans aufdrängen, sind ja in der Tat naheliegend und schwerwiegend genug.

Verweilen wir einen Moment bei dieser weitverbreiteten Theorie, der die Voraussetzung zu Grunde liegt „handelstreibende Gewerbsleute“ hätten die Prinzipien der mykenischen Keramik in ein entlegenes steinzeitliches Kulturgebiet übermittelt. Dass von direkten oder auch indirekten Handelsbeziehungen mit Mykenae und dem mykenischen Kulturkreis nicht die Rede sein kann, liegt klar zu Tage. Denn in allen mit Sorgfalt durchforschten neolithischen Stationen mit bemalter Keramik ist nicht eine Scherbe einer echt-mykenischen Vase, kein einziges anderes Produkt mykenischer Kultur gefunden worden. Es bleibt also eigentlich nur die Voraussetzung der „Einwanderung fremder Gewerbetreibender“ übrig, denen Stil und Technik der mykenischen Vasenmalerei bekannt waren.

So befremdlich nun schon an sich dieser präsumptive Auszug von Töpfermeistern aus dem Süden in die unwirtlichen Gegenden des Donau-Dnjeprgebietes ist, noch unverständlicher bleibt die Tatsache, dass diese Töpfermeister die nördlichen Barbaren wol in die Geheimnisse des „mykenischen Spiraldekorationssystems“ und der polychromen Mattmalerei eingeweiht haben sollen, aber ihnen, die schlecht und recht ihr Gebrauchsgeschirr mühsam mit der Hand formten, zugleich die Bekanntschaft mit der Töpferscheibe vorenthalten haben. Es ist doch klar, dass die Verbreitung dieser

---

[1]) Julius Teutsch: Mitt. der anthrop. Gesellschaft. Wien 1900. S. 193. folg.

[2]) Trudy des Kiewer Archeol. Kongresses. 1899. Vortrag auf dem Archeol. Kongress zu Charkow. 1902. Inzwischen hat Herr Chwoiko, so viel ich weiss, seine Ansicht geändert.

[3]) H. Schmidt: Vortrag im Feb. des Jahres 1903 in der Berliner Archeol. Gesellschaft. Zeitschrift für Ethnologie 1903. Heft. 2 u. 3. S. 438 folg.

[4]) M. Much: „Die Heimat der Indogermanen[2]“ 1904, III. Abschnitt, S. 73 folg.

technischen Errungenschaft der „mykenischen“ Kultur den steinzeitlichen Bewohnern des uns beschäftigenden Gebietes weit nutz-und daher den eingewanderten Töpfern weit gewinnbringender sein musste, als die Einführung eines Dekorationssystems der Gefässe, für welches das künstlerische Empfinden der damit Beglückten nach Ansicht der Vertreter dieser Entlehnungstheorie noch lange nicht genügend entwickelt war.

Sehen wir weiter zu. Bekanntlich verfertigt jedes Volk auf primitiver Kulturstufe sein Tongeschirr selbst. Es ist immer ein Zeichen gewisser Entwickelung, der Beweis für beginnende regere Handelsbeziehungen und feinere kulturelle Bedürfnisse, wenn in dieser Hinsicht Entlehnungen und Beeinflussungen statt haben. Fanden aber nun wirklich eingewanderte Töpfer in den neolithischen Stationen Transbalkaniens Arbeit und Verdienst, so müssten wir nach allen Analogien notwendig annehmen, dass vordem schon andere Gewerbetreibende, vor Allem die Bronzegiesser, dort offene Türen und reichen Lohn gefunden hatten. Denn gleissender Tand und in erster Linie Schutz-und Angriffswaffen aus Metall, welche Macht, Besitz und Herrschaft sichern, sind überall und immer heisser begehrte Gegenstände, als schön bemalte Tonware gewesen.

Und was lehren die Ausgrabungen? Die neolithische Bevölkerung, die sich der schön bemalten Keramik erfreut, kennt die Bronze überhaupt noch nicht;alle Waffen- und Geräte werden mühsam aus Stein und Knochen bereitet; nur ganz vereinzelt verirrt sich eine Kupferperle oder ein Kupferbeil aus weiter vorgeschrittenen Kulturgebieten in diese steinzeitlichen Ansiedelungen — offenbar ein hochgeschätzter und angestaunter Besitz. Diese Erwägungen und Tatsachen lassen denn doch die Hypothese von der mykenischen Beeinflussung mehr als fraglich erscheinen. Ihre Vertreter werden sich wol kaum den Schwierigkeiten, die sich dieser Hypothese entgegenstellen, ganz verschlossen haben: wenn sie trotzdem zu ihr die Zuflucht genommen, so erklärt sich dies wol vor Allem aus der ungeachtet des Einspruchs von Milchhöfer[1]) axiomartig verbreiteten Annahme, das Spiraldekorationssystem stamme aus Egypten und habe über die griechische Welt seinen Einzug in Europa gehalten. Selbst A. Evans, der die südeuropäische Plastik der vormykenischen Epoche aus einen Zusammenhang mit der neolithischen Plastik Mitteleuropas zu erklären gesucht hat[2]), hält an dem egyptischen Ursprung der Spiraldekoration fest[3]), obgleich gerade ihm das Fehlen derselben auf kretischen Tongefässen aus steinzeitlichen Schichten, die ihrem Befund nach auf eine Verkehrsverbindung mit Egypten schliessen lassen, von diesem Axion hätte abbringen sollen. Nun hat Furtwängler[4]) neuerdings mit Energie die Unwahrscheinlichkeit hervorgehoben, dass die bereits in der Steinzeit in vollendeter Stilentfaltung entwickelte europäische Spiralornamentik auf egyptischen Ursprung zurückgehe. Hubert Schmidt[5]),

---

[1]) A. Milchhöfer: Die Anfänge der Kunst in Griechenland S. 12 und S. 87.

[2]) A. Evans: Cretan pictographs and pre-phoenician script S. 127.

[3]) A. Evans: The Palace of Knossos. Vergl. M. Hoernes Referat in den Mitteil. der Wiener Anthrop. Gesell. XXXI, S. 209.

[4]) A. Furtwängler: Antike Gemmen III, 26.

[5]) Hubert Schmidt: Troja-Mykenae-Ungarn, Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 608 folg.

hat in seiner tiefgehenden Untersuchung über die Spirale auf Schmuckstücken in Troja-Mykenae-Tordoš den Nachweis geliefert, dass die Typenreihe in Ungarn ihren Ausgangspunkt nimmt, und M. Much[1]) hat endlich in längerer Darlegung über die Verbreitung des Spiralornaments vom ägäischen Meer bis zum Neckar der Herleitung dieses Ornamentes aus Egypten gänzlich den Boden entzogen.

Nach dem heutigen Stand unseres Wissens lässt sich nicht bezweifeln, dass die Spirale von jeher zum Formenschatz einer bestimmten Gruppe der steinzeitlichen Kultur in Europa gehört hat. Kann somit nicht mehr das Vorkommen der Spirale auf der uns interessierenden bemalten Keramik als eine Instanz für ihre Beeinflussung durch mykenische Muster ins Treffen geführt werden, so zeigt nun auch andererseits ein aufmerksam vergleichendes Studium der beiden in Rede stehenden Tonindustrien und in Parallele gesetzten Dekorationssysteme die ganze Haltlosigkeit dieser Entlehnungstheorie. Mir ist auf all' den vielen Gefässen und Scherben aus unseren neolithischen Stationen keine einzige zu Gesicht gekommen, deren Dekoration man als „Barbarisierung" mykenischer Muster, als missverständliche Anwendung mykenischer Motive oder als sklavische Kopie betrachten darf. Vielmehr liegt die Sache so, dass diese neolithische Gefässmalerei die Voraussetzung, die Vorstufe zur mykenischen bildet und dass in ihr alle Elemente dieser Malerei gleichsam als Prototyp enthalten sind, angefangen von der Wellenlinie und Spirale und endigend mit den ersten Versuchen der Tier-und Menschendarstellung. Dass diese Auffassung, die sich aus der ganzen Sachlage und der Würdigung der Fundobjekte ergiebt die einzig richtige und mögliche ist, lässt sich nun noch schlagend durch Tatsachen bestätigen.

In den früher bekannten Fundstellen ist nämlich eine neue getreten in

IX. *Thessalien,* wo Stais und Tsuntas in Sesklo und Dimini neolithische Stationen mit bemalter Keramik aufgedeckt haben. Die Funde sind bisher noch unplubliziert; ich habe sie im Frühjahr 1905 in den Magazinräumen des Nationalmuseums zu Athen besichtigen können und verdanke der Liebenswürdigkeit des Herrn Stais eine Reihe von Proben, die mir ein eingehendes vergleichendes Studium mit der Keramik von Petreny ermöglichten.

Die Kultur ist rein steinzeitlich; die Werkzeuge sind aus Hirschhorn verfertigt, die Steinhämmer sind roh poliert, selten mit Bohrlöchern zur Einfügung eines Stieles versehen. Dabei fanden sich Idole und Figuren aus Stein oder Ton, ihrer Konzeption nach ganz den von uns behandelten entsprechend. Die zugehörige Keramik zerfällt in drei Hauptgruppen: wir haben da zunächst Gefässe in Ritztechnik dekoriert; die eingetieften Ornamente sind mit weisser Masse ausgefüllt. Weiter lässt sich eine Gruppe aussondern, die mit Winkelbändern und anderen geometrischen Mustern in Weissmalerei auf geglättetem rotem Überzug verziert ist; und drittens haben wir Gefässe, die ganz in der Art der in Petreny gefundenen ein Spiraldekorationssystem in Mattmalerei auf gelbem oder gelbrotem Untergrund aufweisen. Die Spirale erscheint häufig gebrochen, zum Teil zur Winkelvolute weiter entwickelt, die Hoernes [2]) ja treffend als eine Mittel-

[1]) M. Much: Die Heimat der Indogermanen[2]. S. 71—135.
[2]) M. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 301. folg.

form zwischen Spirale und Mäander nachgewiesen hat. Ein Gefäss unter den Funden aus Dimini steht vereinzelt da: es ist mit Spiralmotiven in drei Malfarben, weiss, schwarz-braun und rot, reich dekoriert und erinnert lebhaft an die Kamaresvasen.

Trotz eines bestimmten lokalen Gepräges — z. B. das häufige Vorkommen von Schachbrettmustern — steht die Zugehörigkeit der neolithischen Stationen von Sesklo und Dimini zu dem uns beschäftigenden Kulturkreis ausser aller Frage. Nun sind diese steinzeitlichen Ansiedelungen von Sesklo und Dimini tief unten an der Sohle von Hügeln aufgedeckt, deren gipfel die Spuren von mykenischen Burganlagen tragen [1]). In weitem Abstand über der steinzeitlichen Schicht breiten sich die Reste mykenischer Kultura us. Diese Folge der Fundschichten räumt also endgültig mit der Hypothese auf, das Erscheinen der bemalten Keramik in den neolithischen Fundstätten sei auf Ausstrahlungen der mykenischen Kultur zurückzuführen, und bestätigt aufs Schlagendste die oben aus einer langen Reihe von Indizien gewonnene Schlussfolgerung, dass die bemalte Keramik der genannten steinzeitlichen Besiedelungszentren als Vorläufer und Voraussetzung der „mykenischen" Vasenmalerei zu betrachten ist.

Zugleich darf der Ansatz von M. Much [2]), der die jüngere Steinzeit und mit ihr die europäische Spiraldekoration ins dritte Jahrtausend vor Ch. datiert wissen wollte, jetzt als bewiesen gelten. Aber noch in anderer Beziehung ist die Aufdeckung dieser neolithischen Kultur in Thessalien von Bedeutung; sie bildet gleichsam das Schlussglied in der Kette der archeologischen Beweise für die Richtigkeit der griechischen Wandersage.

Als ich im Jahre 1902 auf dem Charkower Kongress in meinen Vortrag über Petreny die These verfocht, die durch die polychrome Keramik Südrusslands vertretene Kultur sei Volksstämmen der neolithischen Zeit zuzuweisen, welche auf ihrer Wanderung von Nord nach Süd die spätere Griechenwelt besiedelt und dort durch die Berührung mit dem Orient schnell zu hoher Kulturblüte sich entwickelt hätten, wurde mehrfach als Gegenargument geltend gemacht, dass sich auf griechischem Boden keine Spur einer analogen steinzeitlichen Kultur fände. Dieser Einwand ist nun auch durch die Ausgrabungsresultate von Sesklo und Dimini hinfällig geworden. Wir haben ein geographisch zusammenhängendes Kulturgebiet, das sich von der Desna und dem Dnjepr über Podolien und Bessarabien zum Dnjestr nach Ostgalizien, durch einen Teil von Ungarn zur Donau nach Siebenbürgen und in die Bukowina, durch Rumänien und Ost-Rumelien bis nach Thessalien erstreckt. Trotz einzelner lokaler Besonder-

---

[1]) So nach einer mündlichen Mitteilung von Stais. Auf dem Athener Kongress hat Tsuntas einen Vortrag über seine Ausgrabungen in Thessalien gehalten. Über der neolithischen Kulturschicht mit hochentwickelter bemalter Tonware, die er den Thrakern zuschreibt, hat er eine um c. 2500 v. Ch. einsetzende Kultur von viel geringerer Kunstfertigkeit nachgewiesen, für welche die einwandernden Griechenstämme seiner Ansicht nach in Frage kämen. Über die Thrakerhypothese wird weiter unten die Rede sein. Ich war leider verhindert dem Vortrag beizuwohnen und referiere seinen Inhalt in wörtlichem Anschiuss an Reisch: „Der erste internationale Archeologenkongress in Athen. Öst. Rundschau IV, Heft 48, S. 389. Ich bin daher nicht in der Lage festzustellen, ob Tsuntas die Beobachtung von Stais bestätigt hat, dass die Gipfel der ausgegrabenen Hügel von mykenischen Bauanlagen gekrönt waren. Da aber Stais davon als von einer feststehenden Tatsache sprach, so scheint ein Zweifel daran ausgeschlossen.

[2]) M. Much: Die Heimat der Indogermanen[2] S. 114.

heiten in der Gefässmalerei jedes Teiles dieses Verbreitungsgebietes dürfen wir doch auf Grund der überwiegenden Übereinstimmung aller Kulturmomente und Kulturerrungenschaften dieses Gebiet als ein geschlossenes Ganzes betrachten, wenngleich sich die Grenzen natürlich nicht haarscharf ziehen lassen. Aber da, wie schon Palliardi und Volkov beobachtet haben, der „prämykenische Charakter der polychromen Keramik" umsomehr abnimmt, je weiter man nach Westen kommt, haben wir wol das Recht die neolithischen Stationen mit bemalten Gefässen in Mähren und Niederöstreich nicht mehr direkt unserem Kulturgebiet zuzuzählen; die Abweichungen überwiegen hier die Übereinstimmungen.

Die Tatsache, dass wir auf einem geographisch begrenzten Raum in der gleichen Zeitperiode die gleiche Kulturentwickelung finden, rückt nun auch die Frage nach der Bevölkerung dieses Gebietes, nach den Trägern dieser Kultur in den Vordergrund. Ich habe diese Frage in meiner oben angeführten These schon gestreift — die Sachlage verlangt es, dass ich zum Schluss, wenn auch mit aller Reserve, etwas näher auf sie eingehe.

M. Much [1]) und Hubert Schmidt [2]) nehmen diese steinzeitliche Kultur des Donau-Dnjeprgebietes für die Thraker in Anspruch. Alle Momente, die für diese Annahme zu sprechen scheinen, hat namentlich H. Schmidt mit Geschick hervorgehoben. Er weist darauf hin, dass nach den vorliegenden Zeugnissen in historischer Zeit thrakische Stämme Siebenbürgen bewohnen und dass man, die Beständigkeit der Besiedelung des Berglandes vorausgesetzt, die Karpathen als das Stammland der Thraker betrachten dürfe; er betont ferner, dass die vielfachen homerischen Hinweise auf eine thrakische Kultur eine ältere Blütezeit derselben vermuten lassen; sich auf die Funde von Bos-öjük in Phrygien [3]) berufend, nach denen man mit Kretschmer[4]) die Troer zu den kleinasiatischen Abkömmlingen der thrakisch-phrygischen Stämme rechnen dürfe, führt er in längerer Darlegung den Beweis für die engen kulturgeschichtlichen Beziehungen, welche Troja mit dem Süd-Osten Europas verbindet, und schliesst aus diesen Beziehungen auf eine nahe Stammverwandtschaft dieses Teiles der Bevölkerung der Nordbalkanländer mit den „thrakischen" Troern. Da das vergleichende Studium der Fundobjekte deutlich dafür spricht, dass in jenen früh-und vormykenischen Epochen die Kulturströme in nord-südlicher Richtung sich bewegt haben, so dürfen wir nach Schmidt dass grosse Volk der Thraker als Träger jener Kultur betrachten, welche der Entwickelung der griechischen Frühzeit wesentlich zu Grunde liegt.

So treffend in vielen Punkten die Ausführungen von M. Much und Hubert Schmidt auch sind — die bestimmte ethnologische Fixierung der uns interessierenden Kultur, ihre Zuweisung einem speziellen aus historischer Zeit bekannten Volksstamm scheint doch recht problematisch und beruht auf einer Reihe unbeweisbarer Prämissen. Ganz abgesehen davon, dass wir eine Kontinuität der Besiedelung des Karpathen-Donau-

[1]) M. Mich: Heimat der Indogermanen. S. 95.
[2]) H. Schmidt: Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 626 folg. Einen analogen Standpunkt vertritt auch Tzuntas; vergl. sein Referat über die Ausgrabungen in Thessalien; oben S. 91.
[3]) A. Körte: Ath. Mitt. XXIV, 1899. S. 24.
[4]) P. Kretschmer: Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache. S. 174 folg.

gebietes vorauszusetzen haben, gegen welche gewichtige Gründe sprechen, müssten wir weiter annehmen, dass sich bereits um die Wende des vierten Jahrhunderts vor Ch. die Thraker als solche sich aus der indo-europäischen Völkermasse zu einem ganz bestimmten, eigens benannten und in seinen Eigentümlichkeiten fest umgrenzten Stamm ausgesondert hätten. Bei dem nachweislichen Fluss der Stammesbildungen in ältester Zeit, der Aussonderung neuer Gruppen und der Absorbierung anderer durch grössere geschlossene Massen halte ich es für methodisch richtiger, darauf zu verzichten schon für jene weit zurückliegenden Zeiten bestimmte Völkernamen zu nennen, die uns aus späteren Epochen geläufig sind. Ich ziehe es daher vor, weder von Thrakern noch Achäern oder Karern hier zu sprechen, sondern das uns beschäftigende Problem in der allgemeinen Fassung zu beleuchten, die ich ihm auf dem Charkower Kongress noch vor dem Erscheinen der Schmidtschen Untersuchung und der Bekanntschaft mit dem Werke von Much gegeben habe. Ich denke, es lässt sich etwa folgendermassen formulieren.

Aus der grossen indo-europäischen Völkermasse, als deren Urheimat ich selbstverständlich nicht Asien betrachte, sonderten sich im Laufe der Zeit Stämme und Gruppen aus, die im Süd-Osten Europas, im Donau-Dnjeprgebiet zu sesshaftem Leben gelangten. Hier schufen sie sich eine eigenartige Kultur; und eine bestimmte künstlerische Veranlagung, vielleicht zunächst nur einzelner Individuen oder einer einzelnen Gruppe liess eine im Endresultat hochentwickelte bemalte Keramik entstehen, die Zeugniss ablegt von dem Bestreben selbst das gewöhnlichste Gebrauchsgeschirr mit farbigem dekorativen Schmuck zu versehen.

Da das besiedelte Gebiet durch keinerlei unüberwindliche Gebirgszüge zerklüftet und zerschnitten war und die grossen Stromsysteme eher verbindend als trennend wirkten, so mussten die Beziehungen der stammverwandten Nachbarn allmählich so enge werden, dass trotz des nie ganz verschwindenden lokalen Gepräges das ganze Gebiet schliesslich als kulturelle Einheit erscheint. Wol unter dem Einfluss einer Völkerwelle von Norden her, eines Nachschubs neuer indo-europäischer Stämme, oder aber, weil bei den primitiven Ackerbauverhältnissen der Boden die zunehmende Bevölkerung nicht mehr ernähren kann, geraten nun diese durch eine analoge Kultur verbundener Gruppen und Stämme in Fluss. Sie verlassen die Sitze, die sie offenbar lange inne gehabt, und auf ihrer Wanderung von Nord nach Süd besiedeln sie die Küsten Kleinasiens, die Inseln des ägäischen Meeres und das griechische Festland [1]). Hier in den neuen Wohnsitzen wird durch den Charakter des Landes eine grössere Differenzierung der Stämme und Gruppen bedingt, ohne dass dabei aber die gemeinsame Grundlage einer älteren Kultur spurlos verschwände. Hubert Schmidt hat mit seiner Behauptung[2]) gewiss recht, dass wir uns in ethnologischer und sozialer Hinsicht die Kluft zwischen „Thrakischem“ und „Mykenischem“ nicht allzu gross zu denken haben.

---

[1]) Die Annahme von Hirt: „Indogermanen“ S. 184, die Vorfahren der späteren Griechen hätten nicht in der süd-russischen Steppe leben können, da sie sonst, wie die Skythen und Sarmaten, nicht nach Griechenland, sondern nach Kleinasien hätten wandern müssen, ist vollkommen willkürlich. Gothen und Slaven sind von Süd-Russland über den Balkan gezogen.

[2]) H. Schmidt a. a. O. S. 629.

Hält man an dieser Völkerbewegung von Nord nach Süd fest, die ja noch ihren lebhaften Widerhall in der Wandersage der Griechen gefunden hat, und vergegenwärtigt man sich auf Grund der Ausgrabungsresultate in den Gegenden, welche jene Stämme vor ihrem Eindringen in die später sogenannte Griechenwelt bewohnten, ihren ursprünglichen Kulturzustand, so gewinnen nun noch die Entwickelungsverhältnisse auf griechischem Boden an Klarheit und Verständlichkeit.

Nur bei der Annahme einer starken Kulturströmung von Nord nach Süd werden die überraschenden Analogien zwischen dem Kulturkreis des Süd-Ostens Europas und den ältesten Fundschichten in Troja, in denen ja auch vereinzelt die charakteristische Weissmalerei [1]) vertreten ist, voll begreiflich. Die Keramik aus der Nekropole von Jortan bei Smyrna [2]), die in ihren Formen und in der Technik eine Fortsetzung der ältesten trojanischen bedeutet und die Weissmalerei besonders häufig neben der inkrustierten Tieftechnik verwendet, wird erst bei dieser Annahme in ihrer Entwickelung verständlich; die ägäische Inselkultur, die jünger ist als die europäische Steinzeit [3]), und in deren Keramik, wie die schönen im Nationalmuseum zu Athen konzentrierten Funde aus Phylakori auf Melos [4]) beweisen, die Weissmalerei auf poliertem monochromem Grunde eine so grosse Rolle spielt, rückt nun in einen grösseren kulturhistorischen Zusammenhang; vor allem erhalten auch die Entwickelungsverhältnisse auf Kreta eine neue Beleuchtung. Ich habe mich trotz Mackenzie [5]) und Evans [6]) beim Studium des Museums in Kandia nicht vom genetischen Zusammenhang der sogenannten Kamaresware und der Gefässe aus dem Depotfund in Hagiios Onuphrios („Early Minoan III“ nach Evans) mit der neolithischen Keramik in Kreta überzeugen können.

Die Polychromie und das Spiralsystem der Dekoration erscheint als etwas Neues und weist auf Beziehungen mit der älteren troischen und der Kykladenkultur, die durch die gleichen Idoltypen in Marmor ihre Bestätigung finden. Da die entwickeltere „Kamaresware“ (Middle Minoan I, II), die in Knossos über der neolithischen Schicht direkt unter dem Palast aufgedeckt ist nach den Funden von Flinders Petrie in Kahun in die Zeit der XII Dynastie (Usertesen II), d. h. etwa in das erste Drittel des 19. Jahrh. v. Ch. zu datieren ist, so lässt sich auch chronologisch gegen ihre Herleitung von der gemeinsamen Grundlage, die durch die bemalte Keramik der süd-ost-europäischen Steinzeit gegeben ist, nichts einwenden. Und auf dieser, in der ägäischen Kultur weit ausgedehnten Grundlage einer bemalten, monochromen Keramik fusst schliesslich, wie H. Schmidt das schon bemerkt hat [7]), die sogenannte „mykenische“ Vasenmalerei, die in ihren ersten Anfängen der Weissmalerei und der Kamaresware entspricht.

---

[1]) H. Schmidt bei Dörpfeld: Troja und Ilion S. 252.

[2]) Die Funde im Louvre. Kurzer Bericht v. M. Collignon: Comptes rendus des séances de l'Acad. des Inscrip. et Belles-Lettres 1901 p. 810 folg. Taf. I, II.

[3]) M. Much: a. a. O. S. 119.

[4]) Ich habe im Frühjahr 1905 Gelegenheit gehabt sie eingehend zu studieren.

[5]) D. Mackenzie: Journal of Hellenic Studies 1903 S. 157 folg.

[6]) A. Evans: Cretan Pictographs und Système de Classification des Epoques sucessives de la Civilisation Minoenne. Konspekt des Vortrages, gehalten auf dem ersten internationalen Archeologenkongress zu Athen. April 1905.

[7]) H. Schmidt: Zeitschrift für Ethnologie 1904. S. 649.

So sehen wir an den verschiedenen Zentren auf griechischem Boden eine Entwickelung sich vollziehen, die einen gemeinsamen Ausgangspunkt hat, und hieraus erklärt sich nun auch eine andere, an sich auffallende Tatsache. So sehr die Kultur Griechenlands durch den Orient und Egypten beeinflusst ist, auf die Keramik hat sich dieser Einfluss nie erstreckt; das ist nach den hier gegebenen Ausführungen verständlich. Die Stämme, die Griechenland besiedelten, brachten aus ihrer nordischen Heimat eine in Stil und Dekoration hochstehende Kunstübung mit sich, die wol weiterer Entwickelung fähig, nicht aber mehr fremder Bevormundung zugänglich war.

Dass diese Wanderung der Bewohner der neolithischen Ansiedelungen im Donau-Dnjeprgebiet nach dem Süden wirklich stattgefunden hat, lässt sich noch anderweitig belegen. Schon Zaborowski[1]) hat auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass die bemalte Keramik in Süd-Russland nicht über das Ende der Steinzeit hinausreicht; er zieht daraus den vorschnellen Schluss, dass diese Keramik, die er mit der mykenischen vergleicht, auf fremden Ursprung zurückgeht. Aber es liegt doch auf der Hand, dass dieser angenommene fremde Ursprung die beobachtete Tatsache nicht erklärt. Hatte sich einmal, gleichviel von wo hereingetragen, der Brauch, die Tonware in Weissmalerei und bunter Mattmalerei zu dekorieren, fest eingebürgert, — die einheimische Herstellung der bemalten Gefässe wird durch das Faktum bezeugt, dass Stücke von den zur Bemalung verwendeten Farbstoffen unter den Funden vorkommen[2]), — so kann doch die Unterbrechung oder der Fortfall des fremden Einflusses nicht auch das Verschwinden des weit verbreiteten Brauches bedingen. Aber die beobachtete Tatsache selbst ist richtig; sie lässt nur eine Erklärung zu. Die bemalte Keramik hört in Süd-Russland mit dem Ende der Steinzeit auf und lebt nicht bis in die Bronze-und Eisenzeit fort, weil die Stämme, denen sie eigen gewesen, ihre Wohnsitze, freiwillig oder durch andere Völkerwellen gedrängt, am Ausgang der neolithischen Periode verlassen haben. So stützen sich die Beobachtungen gegenseitig: das Ende der Gefässmalerei im Süden Russlands fällt mit dem Beginn einer analogen Keramik auf griechischem Boden zusammen, und der Weg, den die Kulturströmung genommen, lässt sich auf dem Festland bis nach Thessalien hinein, auf dem Inselgebiet über Troja und die Kypladen bis nach Kreta verfolgen.

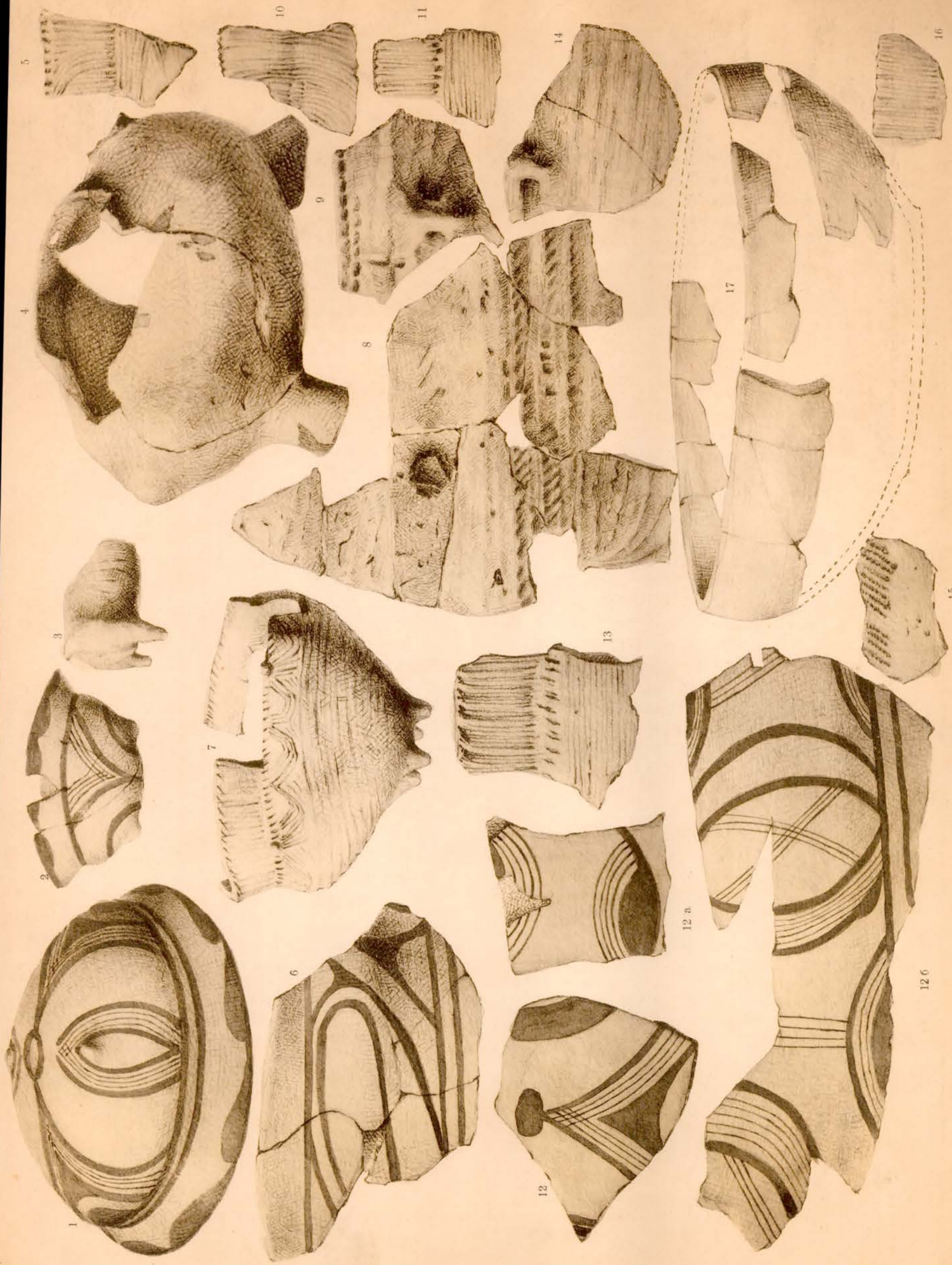
Die steinzeitliche Kultur des Donau-Dnjeprgebietes verdient also erhöhte Beachtung nicht nur der Archeologen, sondern auch der Historiker. Sie hat sich uns als diejenige Kulturform erwiesen, in deren Besitz die eingewanderten Stämme auf griechischem Boden ihr Leben beginnen; sie enthält die Keime für die weitere Entwickelung dieses Lebens und ihre Eigenart bedingt in mehr als einer Beziehung den Gang des späteren historischen und kulturellen Werdeprozesses des Volkes, das mehr als jedes andere die Quelle unseres geistigen Lebens geworden ist.

---

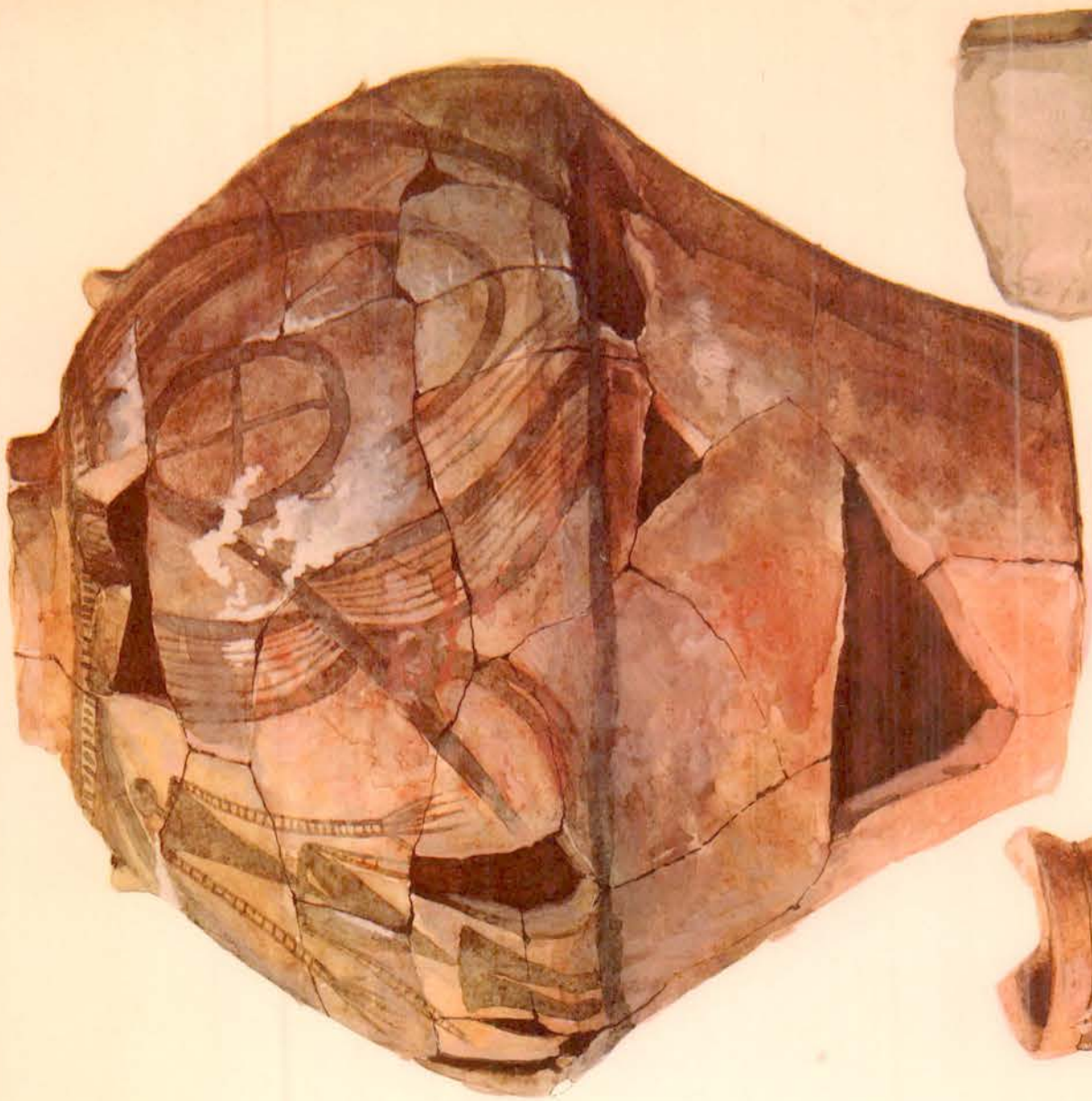
[1]) Zaborowski: Bulletin de la société d'anthrop. de Paris 1900. S. 451 folg.

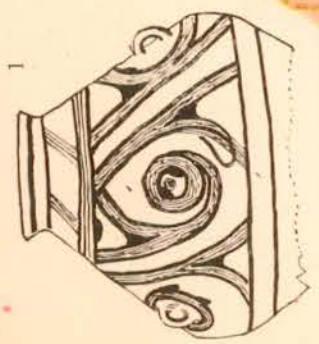
[2]) In Petreny sind in Menge Stücke von rotem Ocker gefunden, mit dem die Gefässe äusserlich und oft auch innerlich überzogen wurden; Funde von Farbstoffstücken in den Wohngruben in Mähren: vergl. Palliardi a. a. O. S. 243. M. Much a. a. O. S. 96.

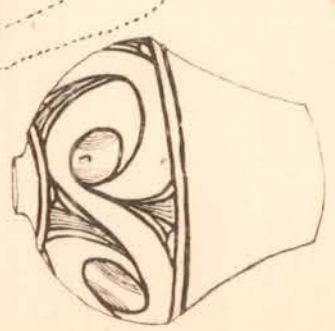
FACULTÉ DES LETTRES ET SCIENCES HUMAINES DE LYON
BIBLIOTHÈQUE
LYON
SALOMON-REINACH



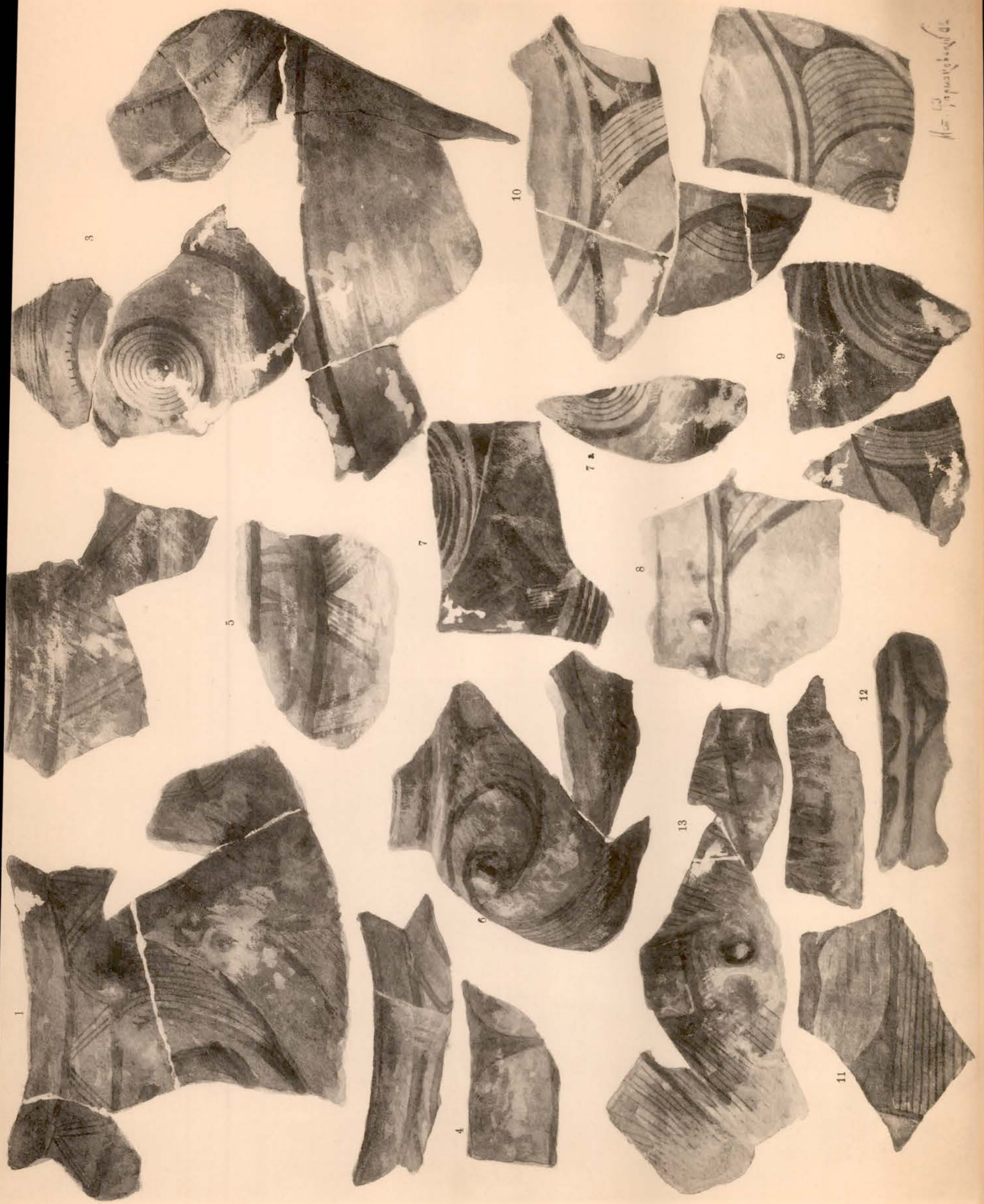
Фотот. П. Павлова.







Фотот. П. Павлова.



Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павлова.

Фотот. П. Павловъ.

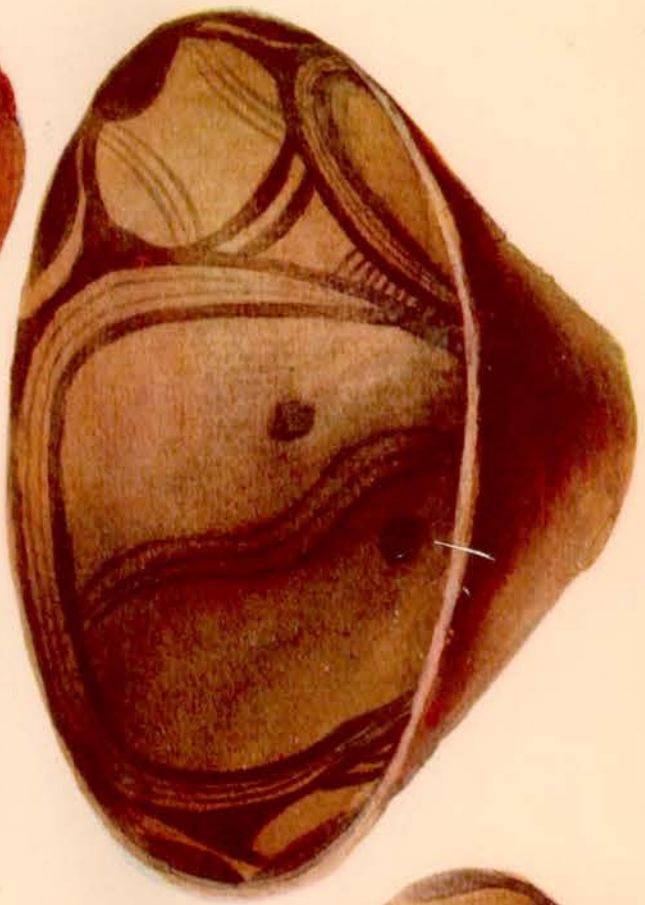
Фотот. П. Павлова.

3

7

11

6



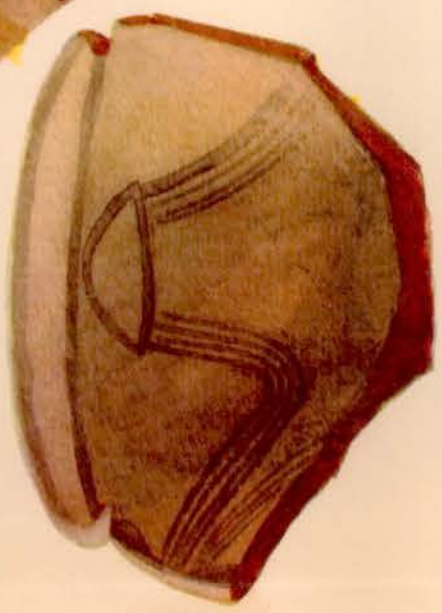
10

2

5

1

4



8

9

Фотот. П. Павлова.